

Mai 5/2012

Aus dem Inhalt

Georg Lauscher
Mystiker/in werden? 129

Peter Abel
Frohes Schaffen – gegen pastoralen Arbeitsstress 131

Kurt Josef Wecker
Der Rock ohne Naht 135

David Hüser
Mystagogische Ministrantenpastoral 143

Heinrich Weyers
Zum Attentat auf Johannes Paul II. 148

Leserbrief 155

Literaturdienst: 156

Rosemarie Nürnberg: Ergriffen von Gott

Dieter Emeis: Vom Werden des ewigen Lebens

Helmut Zwanger u. Karl-Josef Kuschel (Hrsg.):

Gottesgedichte

Otto Böcher: Johannes-Offenbarung und Kirchenbau

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Spiritual Pfarrer Georg Lauscher, Priesterseminar, Leonhardstr. 10, 52064 Aachen | Dr. Peter Abel, Neue Straße 3, 31134 Hildesheim | Pfr. Kurt Josef Wecker, Hengebachstr. 28, 52396 Heimbach | David Hüser, Universität Mainz, Fachbereich 01 – Kath. Theologie, 55099 Mainz | Pastor Dr. Heinrich Weyers, Ulmenallee 56, 45479 Mülheim a.d. Ruhr

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer, Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück | Weihbischof Dr. Heiner Koch, Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Dompropst Dr. Stefan Dybowski, Niederwallstr. 8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling 16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63, 50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001, Fax (0221) 1642-7005, Email: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. | Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Georg Lauscher

Mystiker/in werden?

Das am häufigsten in der geistlichen Theologie der letzten Jahrzehnte zitierte Wort eines Theologen ist wohl jenes von Karl Rahner: „Der Fromme der Zukunft wird ein ‚Mystiker‘ sein, einer, der etwas erfahren hat, oder er wird nicht mehr sein.“

Wenn die Kirche wirklich ein Mysterium und der mystische Leib Christi ist, dann scheint dies schlichtweg folgerichtig zu sein. Gerade heute, gerade angesichts der Verheutigung, zu der uns das II. Vatikanum aufruft, gerade angesichts der Häutungen, die uns im pastoralen Dienst heute abverlangt werden.

Rahner begründet dies auch: „weil die Frömmigkeit von morgen nicht mehr durch die im voraus zu einer personalen Erfahrung und Entscheidung einstimmige, selbstverständliche öffentliche Überzeugung und religiöse Sitte aller mitgetragen wird ... Die Mystagogie muss von der angenommenen Erfahrung der Verwiesenheit des Menschen auf Gott hin das richtige ‚Gottesbild‘ vermitteln, die Erfahrung, dass des Menschen Grund der Abgrund ist; dass Gott wesentlich der Unbegreifliche ist; dass seine Unbegreiflichkeit wächst und nicht abnimmt, je richtiger Gott verstanden wird, je näher uns seine ihn selbst mitteilende Liebe kommt.“

Ich erlebe heute in der Kirche zwei offensichtlich auseinanderstrebende Bewegungen:

Die eine ist eine im guten Sinne deutliche und selbstbewusste, mitunter aber auch fixierte und verhärtete Rückbesinnung auf die korrekte, äußere Form. Sie geht nicht selten zusammen mit einem eklatanten Mangel an authentischer, lebendiger, personaler Spiritualität: Zeiten für das persönliche

Beten, das „Ins-Gebet-nehmen“ der erfahrenen, inneren wie äußeren Wirklichkeit, sind fast verschwunden. Eine geistliche Begleitung und jährliche Schweigeexerzitien scheint man oft nicht nötig zu haben. Man ist ja „Geistlicher“. Man ist ja Theologe oder Theologin!

Die andere Bewegung: eine z. T. harsche Abwehr kirchlich-klerikaler Formalismen und dies verbunden mit einem kontinuierlichen, geistlichen Übungsweg: festen, täglichen Zeiten für das schweigende Gebet; ein intensives Suchen und An-sich-Arbeiten in der geistlichen Begleitung und jährlichen, meist ignatianischen Schweigeexerzitien – bei manchen selbst unter der Erschwernis des Familienlebens.

Beide Bewegungen können sich auf gute Traditionen der Kirche berufen. Beide, wenn auch scheinbar auseinanderdriftenden Bewegungen haben uns für unseren persönlichen und gemeinschaftlichen geistlichen Weg nach dem 2. Vatikanischen Konzil Unverzichtbares zu sagen. Sie dürfen einander nicht ausschließen. Sie bedürfen einander, können sich gegenseitig befruchten.

Oft prägt hier die eigene Biographie – mehr oder minder bewusst – die eigene theologische Ausrichtung. Hinter den beiden, oben skizzierten Bewegungen können sich unterschiedliche „Grundformen der Angst“ (Fritz Riemann) verbergen: bei den einen ruft „Formlosigkeit“ tief sitzende, alte Ängste wieder wach, bei den anderen „Überformung“. Ein persönliches, geistliches Reifen kann nur im Erkennen und Bearbeiten der je eigenen Ängste und im Integrieren des Gegenpols geschehen. Am natürlichsten im wachsenden Begegnen und Verstehen der je Andersartigen.

Ich glaube, es ist entscheidend für die „Frommen der Zukunft“, für die „Mystiker“ und „Mystikerinnen“ in kirchlicher Weltverantwortung: den anderen Spannungspol nicht auszuschließen und abzuspalten! Ich bedarf der anderen Seite. Ohne den anderen bin ich nicht ganz. „Wir sind Brückenwesen“,

sagte Bischof Klaus Hemmerle, „nur in dieser Spannung sind wir Menschen.“ Nur in dieser Spannung gehen wir als einzelne wie als Kirche insgesamt in eine lebendige, spannende Zukunft.

In dem Miteinander beider Bewegungen in der Kirche leben wir einen wichtigen Anstoß für die Menschen heute, auch die Andersgläubigen und Ungläubigen. Das Ganze im Blick haben, den Anderen, Andersdenkenden, Anderslebenden mit einbeziehen scheint für die Zukunft der Menschheit unverzichtbar. Viele – auch wir selbst – wissen heute oft nicht mehr „wofür das Ganze gut ist“.

Reflexion und Kontemplation, äußere und innere Disziplin, Weltverantwortung und Seelenverantwortung, Aktion und Mystik bedürfen einander. Manchmal denke ich mir, Gott hat uns nicht umsonst zwei Augen und zwei Ohren geschenkt: um nach außen und ebenso nach innen zu hören und zu schauen! Im meditativen, kontemplativen Sich-der-Wirklichkeit-Stellen kann unser Ich erkennen und erfahren, „dass es nicht absolut ist, und genau dadurch wird ihm deutlich – und zwar anschaulich, nicht begrifflich – inwiefern es Organ eines viel Größeren ist, und es erkennt, dass es immer nur dieses Organ war und nichts anderes, und dass es seine Identität, die es mit Zähnen und Klauen gegenüber dem Ansturm des Chaos (innen und außen) verteidigt hat, überhaupt nicht zu verteidigen braucht, wenn es sich bescheidet, Organ zu sein und nicht die Sache selbst“ (Carl Friedrich von Weizsäcker).

In diesem Zusammenhang wird das alte Bild vom Leib Christi äußerst aktuell:

Ohne den Anderen – Gott und Mensch – ohne den Anderen bin ich nicht ganz.

Mystiker und Mystikerinnen leben aus einem Mysterium, das Beziehung heißt –

Beziehung zum ganz Anderen und eben darin zum Ureigensten.

Liebe Leserinnen und Leser,

Stress ist zu einem beherrschenden Grundgefühl vieler Menschen geworden. Es ist ein Symptom, dass andere Kräfte als der Mensch selbst sein Tun bestimmen, die immun sind gegen Rücksichtnahme auf Biorhythmen, Atempausen und Bedürfnisse der Seele. Das Phänomen macht an den Kirchentüren nicht Halt. Damit Seelsorge nicht zum „Stresstest“ gerät, empfiehlt der Hildesheimer **Diakon Dr. Peter Abel**, zuständig für die Weiterbildung der Pastoralen Dienste seines Bistums, auf der Folie einer Geschichte von Johannes Cassian Grundhaltungen der Unterbrechung. Es sind Anregungen, krankmachende Arbeit in „frohes Schaffen“ zu wandeln.

Vom 13.4. bis 13.5. lädt das Bistum Trier wieder einmal zur Heiligrockwallfahrt ein. Der in Heimbach wirkende Homilet und für das Wallfahrtswesen im Bistum Aachen zuständige **Pfarrer Kurt Josef Wecker** bietet – angesichts des in 5 Jahren anstehenden Reformations-Gedenkjahrs auch ökumenische – Betrachtungen und Anregungen zu diesem geistlichen Ereignis als Impulse zu einem geistigen wie auch körperlichen Mitgehen zum „Rock ohne Naht“.

David Hüser, ehemaliger Ministrantenreferent des Bistums Mainz und zzt. Wiss. Mitarbeiter am Lehrstuhl für Pastoraltheologie der Uni Mainz, setzt sich für eine Ministrantenpastoral ein, die liturgische Bildung und Lebenserfahrung zusammenbringt, und benennt auch die notwendigen Voraussetzungen für einen solchen Ansatz.

Pastor Dr. Heinrich Weyers aus Mülheim-Broich blickt aus eigenem Erleben auf die Stimmung in Rom vor nunmehr 31 Jahren, als am 13. Mai 1981 das Attentat auf Papst Johannes Paul II. erfolgte. Eine Erfahrung, die sicherlich nicht einen direkten pastoralen Impuls darstellt, aber doch etwas von den Gefühlslagen erkennen lässt, wenn unerwartetes Grauen in unseren Lebensalltag einschlägt. Dies geschieht in den allermeisten Fällen unbeachtet von aller Öffentlichkeit, verlangt aber dafür umso mehr die seelsorgliche Achtsamkeit.

Ein Geist-reiches Pfingstfest wünscht Ihnen

ihr



Gunther Fleischer

Peter Abel

Frohes Schaffen – gegen pastoralen Arbeitsstress

*So sah ich, dass nichts Besseres ist,
als dass ein Mensch fröhlich ist an
seinem Tun;
denn das ist sein Teil.
Kohélet 3,22*

Ein Wort für Arbeitsgestresste und -zufriedene

„Wer will denn nicht zufrieden leben und arbeiten? Ich jedenfalls gerne. Es gibt Tage, an denen mir dieses Vorhaben auch glückt. Erholt und voller Erwartung stehe ich am Morgen auf. Ich horche in mich hinein. Was bewegt mich? Ich schaue auf meinen Tag. Was möchte ich erreichen? Ich sehe die Menschen, mit denen ich heute zu tun habe. Wer trägt mich? So vorbereitet erlebe ich den Tag, zufrieden und in innerer Gelöstheit.“ Dies erzählt mir ein leitender Pfarrer, verantwortlich für 12.000 Gläubige, in den besten Jahren und ein geistlich sensibler Mensch. „Aber das ist nicht immer so. Da steht für mich ein voller Arbeitstag an. Ich habe schon schlecht geschlafen. Ich bin nervös und gereizt. Es läuft nicht rund. Ein Telefonat führt nicht zum gewünschten Ergebnis. Ich klage über die verfahrenere Situation. Ich arbeite bis zum Anschlag, ja darüber hinaus. Dann trägt mich kein geistlicher Zuspruch, bestenfalls die Durchhalteparole. Kann es das sein?“

Gelingende und weniger gelingende Tage prägen mein Leben und meine Arbeit. Dabei wünsche ich mir, wie das Buch Kohélet sagt, dass es nichts Besseres gebe, als dass ein

Mensch fröhlich sei an seinem Tun (vgl. Koh 3,22). Ich möchte mit Freude mein Leben gestalten, meiner inneren Stimme folgen und so „froh Schaffen“¹.

„Fröhlich arbeiten“ ist nicht einfach vorprogrammiert. Gut leben und arbeiten ist heute ein riskantes Unterfangen geworden. Die zunehmende Belastung, Zeitdruck, Überbetonung der Arbeit, Müdigkeit und Ausbrennen sorgen auch im pastoralen Alltag dafür, dass man aus dem Gleichgewicht gerät. Oft genug bin ich nicht mehr bei mir.

Ruhelos und angetrieben

Diese Situation erinnert mich an eine Geschichte, die uns Johannes Cassian – der Mönch, der die Weisheit des östlichen Mönchtums in unseren Kulturkreis brachte – überliefert hat, und in der er die Seelenkrankheit ruheloser Anstrengung beschreibt, eine Seelenkrankheit, die Cassian selbst einen Teufel nennt:

Ein bewährter Altvater kam an der Zelle eines Bruders vorbei. Dieser litt an der Seelenkrankheit, nämlich dass er sich rast- und ruhelos, Tag für Tag und in qualvoller Anstrengung abmühte, überflüssige Dinge zu erwerben und zuzubereiten. Der Altvater beobachtete schon von fern, wie dieser mit einem schweren Hammer einen harten Felsbrocken zertrümmerte. Zugleich sah er eine schwarze Gestalt bei ihm stehen, die ihre Hände mit denen des Mönches eng verflocht, ihm die Schläge des Hammers führte und ihn voller Feuereifer zu noch größerer Anstrengung antrieb.

Der Altvater blieb lange stehen und staunte über den Drang des grausamen Dämons und den Trug des inneren Wahns. Denn als der Bruder, durch die große Anstrengung erschöpft, sich ausruhen und seine Arbeit beenden wollte, wurde er durch jenen Geist angestachelt und ermutigt, wieder den Hammer aufzunehmen, und dazu gedrängt, nicht vom Eifer des begonnenen Werkes abzulassen. So blieb dieser, durch den gewalt-samen Antreiber bedrängt, unermüdlich

dabei und spürte überhaupt nicht, wie beschwerlich die ganze Arbeit war.

Schließlich kehrte der Altvater, durch den grausamen Spott des Dämons heftig bewegt, in die Zelle des Bruders ein, grüßte ihn und sprach: „Was ist das für eine Arbeit, die du da tust?“ Jener antwortete: „Wir arbeiten uns ab gegen diesen harten Stein und konnten ihn kaum zerstoßen.“ Darauf der Altvater: „Richtig sagst du ´ wir konnten´. Denn du warst nicht allein, als du drauf losgeschlagen hast. Es war ein anderer mit dir, den du nicht gesehen hast. Der stand dir bei dieser Arbeit nicht als Helfer, sondern als der grausamste Hetzer zur Seite.“²

Ich kann mir richtig vorstellen, wie der Bruder, vom Dämon angetrieben und verführt schuftet. Er fordert seine Körperkräfte über Gebühr heraus, arbeitet bis zur Erschöpfung. Ich kann förmlich spüren, wie hart er den Hammer aufschlägt. Sein Herz pocht. Und wenn er eine Pause bräuchte, dann kann er gar nicht mehr aufhören. Er kommt nicht zur Ruhe. So merkt er gar nicht, wann die Grenze erreicht ist. Er hat kein Maß mehr. Es treibt ihn an, nochmals ein Stück vom Stein abzuschlagen. Tagtäglich – ohne Ruhe – müht er sich für überflüssige Belange ab. Und je mehr ich diese Vorstellung an mich heranlasse, desto mehr merke ich: der Bruder, den ich beobachte, bin oft genug ich selbst.

Die Alten beschreiben dieses ruhelose Vielbeschäftigtsein als Seelenkrankheit. Der Workoholic der Antike gleicht dem heutigen: Er tut viel und erreicht wenig. Man wird angetrieben und kommt aus der Treitmühle gar nicht mehr heraus. Innerlich aufgewühlt merkt man gar nicht, wie müde und unkonzentriert man ist, wie man sich selbst zerstört. Mehr noch als alle harte Arbeit sind die Motive ausschlaggebend, die zur Überanstrengung führen: maßlose Leistungsbereitschaft etwa, selbstsüchtiges Geltungsbedürfnis, blinder Ehrgeiz, fehlgeleitete Schaffenskraft oder auch der absurde Wunsch, es den anderen zu zeigen. Ruhelos geworden ist einem der Lebenssinn abhanden gekommen.

Kennen Sie diese Seelenkrankheit, die durch falsches Arbeiten entsteht, nicht auch bei sich selbst? Kennen Sie das Unwohlsein an der Arbeit, jene Grundstimmung, dass man sich über die Maße anstrengt und trotzdem keinen Sinn darin entdeckt? Der von Arbeitswut Besessene hat den Bezug zur Realität verloren und gibt sich falschen Illusionen hin. Er verliert seine Ruhe und findet nicht mehr zu der gelösten Leichtigkeit, die die innere Einstellung zum Leben und zur Arbeit tragen kann. Seine Arbeit wird schwer, sinnlos und verwirrend. Er ist nicht mehr in Kontakt mit sich; Herz und Geist sind nicht mehr in Einklang. Er erkennt nicht mehr, wie sein Tun zum Wohl anderer beitragen könnte. Er ist instrumentalisiert, angetrieben von der Notwendigkeit, die Geschäfte am Laufen zu halten und seine übergroßen Aufgaben zu erfüllen. Er hat kein Gefühl mehr für das, was ihn wirklich bewegt.

Wie der ruhelose Bruder merkt man gar nicht mehr, dass das Widergöttliche – heute in der Gestalt von Unrast und Ungeduld – einen antreibt. Der dämonische Gegenspieler gibt den Ton an. Er bedrängt einen mehr und mehr: „Du musst etwas leisten. Wenn Du aufhörst, dann wirst Du scheitern. Du wirst keinen Erfolg haben, wenn Du nicht weitermachst. Immer mehr, das ist die Devise.“ Er treibt bis zur gnadenlosen Selbstaussaugung an, der grausame Hetzer.

Interessierte Selbstgefährdung

Der Angetriebene ist eine Risikopersönlichkeit, weil er viel zu viel auf sich nimmt und sich dabei selbst gefährdet. Arbeitswissenschaftler nennen diese Haltung „interessierte Selbstgefährdung“³: Man sieht sich selbst dabei zu, wie der eigene übermäßige Arbeitseifer die Gesundheit, die innere Einstellung und das persönliche Wohl gefährden. Aus Interesse, die Arbeit gut zu tun, nimmt man in Kauf, dass die eigene Persönlichkeit auf Dauer Schaden nimmt. Beispiele solchen Handelns sind: krank zur Arbeit kommen; auf Pausen verzichten; mich

schlecht ernähren; regelmäßig Überstunden leisten; bis tief in die Nacht hinein arbeiten; mich selbst ausbeuten; zusätzliche Aufgaben annehmen; mich übernehmen; mir zu hohe Ziele setzen.

Auch in den Kirchen wurden die Erwartungen gesteigert; pastorale Aufgaben nehmen zu; die Arbeitsfelder werden größer; Mitverantwortung und Mitunternehmertum haben auch in die Gemeindefusion Einzug gehalten. Das hat Chancen, aber eben auch Grenzen. Im Beispiel des eingangs genannten Pfarrers heißt das: er muss sich nicht nur um die Pastoral vor Ort kümmern, sondern sich auch darum sorgen, dass die schwierige Gemeindefusion gelingt. Seine Aufgabengebiete vergrößern sich innerhalb weniger Jahre um ein Mehrfaches. Wie er aber damit zurecht kommt und wie er seine Ziele erreicht, bleibt ihm selbst überlassen. Er sagt mir: „Ich bin ständig im Konflikt zwischen Seelsorge und Management. Oft bin ich innerlich zerrissen, weil meine Rolle als Seelsorger und Pfarrer nicht klar ist. Ich fühle mich schuldig, wenn ich den Erwartungen der Bistumsleitung wie auch der Menschen vor Ort nicht mehr genüge. Die Verantwortung liegt im Grunde alleine bei mir; es bleibt mir zu wenig Zeit, mich mit anderen zu beraten und gemeinsam zu entscheiden.“ Dieser Druck macht krank – und er kann ihm nicht mehr ausweichen. Isoliert und zerrissen gefährdet er sich selbst. Er verliert den Kontakt zu sich. Er hat es verlernt, auf seine inneren Bedürfnisse zu schauen und sein Seelenleben zu pflegen.

Frohes Schaffen

Ich kehre nochmals zu Cassians Erzählung zurück. Denn es gibt auch den anderen, den weisen Alten, der mich fragt: „Was tust Du da?“ Er hinterfragt mich, ob Leistung und Angetriebensein alles ist. Er zwingt mich zum Innehalten und lässt mich nach dem Sinn meines Handelns suchen. Frohes Schaffen – Innehalten, Kraft schöpfen und daraus handeln – ist ein spiritueller Weg. Hier will ich einige innere Haltungen be-

schreiben, die für mich Kriterien für ein kraftvolles Leben und Arbeiten sind:

Zur Ruhe kommen

Gerade für den pastoralen Alltag gilt: Es ist mühsam, eine Kultur des Ruhens zu entwickeln. Der Sonntag ist Tag der vermehrten Anstrengung. Die Vielzahl pastoraler Aufgaben und das damit verbundene Lebenstempo gefährden die Räume des Zur-Ruhe-Kommens. Es bleibt kaum Zeit, innezuhalten, zu reflektieren, den Alltag in die innere Anschauung zu bringen, dem Herzen Zeit für das Gebet zu lassen. Wenn man sich schon Zeiten des Innehaltens reserviert, kommen oft genug die Hetzer und Antreiber zum Vorschein, übertönen die Stimme des Herzens. Nährende Ruhe stellt sich nicht mehr ein.

Das Ruhen, die heilige Zeit des Innehaltens und der geschenkten Gottesnähe, ist ein Grundpfeiler gelebter christlicher Spiritualität, und der Sabbat der Eckstein des Gebäudes. Am siebten Tage ruhte Gott, nicht erschöpft, sondern um sich an seiner Schöpfung zu freuen, um wahrhaft fröhlich zu sein an seinem Tun. Wenn wir es uns erlauben, zur Ruhe zu kommen, wenn die schöpferischen und fröhlichen Seiten des Lebens zum Zuge kommen dürfen, wenn angestrengte und ruhelose Arbeit nicht mehr das Leben ausmacht, dann bauen wir einen Grundpfeiler spirituellen Lebens auf. Abstand nehmen und das Geschaffene anschauen, der Seele Ruhe schenken und aufatmen, innehalten und dabei kreativ werden, über mich hinausgehen und mich dem je größeren Geheimnis anvertrauen – all das wird geheiligt.

Dann kann ich prüfen, ob mein Tun gut ist für mich und für andere. Ich kann zurücktreten und klären, an welcher Stelle meiner Arbeit es wert ist, Lebenskraft zu investieren. Dann darf ich selbst das Fröhliche an meinem Tun entdecken und mit ihm die frohen Seiten des Lebens: ein gelingendes Gespräch, Freude am Erreichten, Gutes für andere. Dann darf sich mir Gott im heiligen Jetzt zuwenden.

Hörend vertrauen

Die zweite Haltung: Vertrauen. Vertrauen verändert. Die Gewissheit, dass eine positive, vertrauensvolle Grundhaltung Leben fördert, stärkt mich. Lebendigkeit wächst. Ich traue mich, auf meine innere Stimme zu hören und ihr zu folgen. Im Hinhören werde ich mir dessen gewiss, dass es einen tragenden und lebensfördernden Grund in meinem Leben gibt. Auf diese Kraft vertrauend werde ich offen und zuversichtlich. Ich lerne, das Positive anzunehmen anstatt problemzentriert auf mein Leben zu sehen. Mein Selbstvertrauen wächst, das Leben fällt mir leichter. Ich gewinne an Klarheit. Mein Mut, meine Aufgaben entschlossen anzugehen, wächst. Ich werde, auch wenn es Rückfälle gibt, immer wieder der Zuversicht Raum geben. Ich kann Neues wagen. Denn ich habe die Kraft, dranzubleiben. Alle diese Schritte werden mein Vertrauen in das Leben stärken und mein Handeln verändern.

Mich auf Veränderung einlassen

Die dritte: mich zuversichtlich auf Veränderung einlassen. Wie kommt das Neue in die Welt? In vielen Veränderungsprozessen habe ich es erlebt, dass sich in dem Moment ein tiefgreifender Wandel ereignet, in dem wir innehalten und das Alte loslassen, dabei Vertrauen gewinnen und Neues auf uns zukommen lassen. Ich richte meine innere Aufmerksamkeit und meine Energie auf das, was ich wirklich will und meinem Wesen entspricht. Was ist der Kern meines Lebensprojektes?

Einige Hinweise helfen mit zu erkennen, ob die in mir entstehende Veränderung kraftvoll und stimmig ist: Meine Aufmerksamkeit richtet sich auf das, was mich vorwärtskommen lässt und nicht auf unerfüllte Wünsche, alte Verletzungen und gegenwärtige Unsicherheiten. Nicht hilfreiche Umstände behindern mich nicht mehr. Meine Möglichkeiten werden für mich sichtbar, meine Fähigkeiten, Menschen, die mir helfen, Umstände, die mich fördern. Ich bin motiviert, vorwärts zu gehen. Ich bin zuversichtlich,

habe Kraft und Energie. Meine Gedanken und Überzeugungen, meine Ideen und Visionen sind von einer positiven Sicht der Dinge geprägt. Mein Wunsch, die Wirklichkeit zu verändern, ist stark. Ich weiß, dass es jetzt an der Zeit ist, mit neuer Kraft an die Aufgaben heranzugehen. Ich kann mir ganz konkrete Schritte vorstellen, wie ich die Zukunft gestalten werde.

Wir können uns der Veränderung nicht entziehen, auch in der Kirche nicht. Kirchenbilder sind vielfältig geworden. Strukturen entwickeln sich rasant. Die Menschen bewegen sich schnell. Frage ich Insider nach der Zukunft der Kirche, höre ich meist negative Schlagworte. Diese helfen aber nicht. Vertrauen und Veränderungsbereitschaft, nicht Skeptizismus und Resignation sind an der Zeit. Vertrauen und der zuversichtliche Blick nach vorne bedingen einander.

Dankbarkeit

Schließlich die letzte Haltung: Dankbarkeit. „Dankbarkeit ist so etwas wie der Königsweg zum Glück“, sagt die Glücksforscherin Sonja Lyobomirski⁴. „Dankbarkeit kann vielen Menschen vieles sein: Staunen; Wertschätzung; die Erkenntnis, dass eine negative Erfahrung auch ihre guten Seiten haben kann; die Erfahrung der Fülle; Dankbarkeit gegenüber einem Menschen; Dankbarkeit gegenüber Gott; oder das Gefühl, wahrhaft gesegnet zu sein. Dankbarkeit bedeutet, zu genießen; etwas nicht als Selbstverständlichkeit anzusehen; eine schwere Erfahrung zu bewältigen; oder ganz im Hier und Jetzt zu stehen. Dankbarkeit ist ein Gegenmittel gegen negative Emotionen wie Neid, Geiz, Feindseligkeit, Sorge und Ärger.“

Dankbarkeit wirkt sich positiv auf unser Leben aus. Dankbare Menschen sind zuversichtlich gestimmt, am Leben interessiert, hilfsbereiter, zufriedener und froher. Dankbarkeit steigert das Selbstwertgefühl und stärkt zwischenmenschliche Beziehungen. Dankbarkeit trägt entscheidend zum Gelingen des Lebens bei. Sie fördert die geistige und seelische Gesundheit.

Dankbarkeit, so wage ich als Glaubender zu sagen, ist eine Gnade, Zuneigung Gottes zum Menschen. ER meint es gut. Seine Liebe spricht in mein Herz hinein. Von dieser barmherzigen Liebe bewegt will auch ich Antwort geben. In dem, was ich tue, will ich mich hineinnehmen lassen in das Geheimnis, das mich trägt, und zuversichtlich meinen Alltag gestalten. Dann darf mein Leben und meine Arbeit Zeichen der Nähe Gottes unter den Menschen werden. Diese Gnade ist wahre Lebenskraft; sie lässt mich mein Tun in innerer Ruhe und Fröhlichkeit angehen.

In diesem Sinne: Frohes Schaffen! Jederzeit.

Anmerkungen:

- ¹ Siehe hierzu: Abel, Peter: Keine Zeit für Burnout! Vom Arbeitsstress zur Herzensruhe. Münsterschwarzach 2012; Ders.: Spirituelle Wege aus dem Burnout. Münsterschwarzach 2009.
- ² (Johannes Cassian, Unterredungen 9,6; Übersetzung vom Verfasser Eine gute Cassian-Übersetzung bietet: Johannes Cassian: Unterredungen mit den Vätern, übersetzt, eingeleitet und mit Erläuterungen versehen von Gabriele Ziegler. Münsterschwarzach 2011.
- ³ Krause, Andreas/Dorsewagen, Cosima/Peters, Klaus: Interessierte Selbstgefährdung: Was ist das und wie geht man damit um?, in: HR Today 4 (2010).
- ⁴ Lyobomirski, Sonja: Glücklich sein. Warum Sie es in der Hand haben, zufrieden zu leben. Frankfurt 2008, S. 104.

Kurt Josef Wecker

Der Rock ohne Naht

**Wallfahrt zur Tunika Christi nach Trier
– Betrachtungen und Anregungen zu
einem geistlichen Ereignis**

1. Ausnahmezustand!

Den Schatz des Evangeliums tragen wir zwar in zerbrechlichen Gefäßen (2 Kor 4,7), doch Kirchenschätze ruhen zumeist hinter Schloss und Riegel. Sie machen sich rar und gewinnen darum an Anziehungskraft. So ist es mit heiligen Textilien. Sie treten nur in größeren und (mit Ausnahme von Aachen) in unregelmäßigen Zeitabständen ans Licht. Die Seltenheit der Präsentation solcher Schätze gibt dem Ereignis die Aura des Außerordentlichen. Es herrscht „Ausnahmezustand“. Das sonst Unzugängliche wird für eine begrenzte Zeit ein öffentliches Gut. Zwar müssen wir Warteschlangen und Distanz ertragen, doch für Momente wird das Exponat mit den Augen „berührbar“. Von Zeit zu Zeit hat die katholische Christenheit das Bedürfnis nach dem Blickkontakt mit „Überbleibseln“ der Heiligen, nach der „Materialisierung“ des Glaubens. Sie zeigt, was ihr lieb und teuer ist. Unser Glaube wird ein Fest. Der „Heilige Rock“ in Trier wird zwischen dem 13. April und dem 13. Mai 2012 aus dem klimatisierten Glaszelt der „Heiltumskammer“ im Dom geholt und ausgestellt. Er wird – überraschend schnell nach der letzten Zeigung 1996 – wieder „ins Bild gesetzt“. Es gilt, des 500. Jahrestages der ersten Darbietung dieser Kostbarkeit anlässlich des Trierer Reichstages vor Kaiser Maximilian I. und einer größeren Öffentlichkeit zu gedenken und damit an eine Tradition anzuknüpfen, die seither nicht mehr abgerissen ist.

Der Heilige Rock ist eine „Salvator-“, eine „Passionsreliquie“, eine der „Reliquien sekundärer Ordnung“; denn vom Salvator

blieben keine Körperreliquien¹. Die Sekundärreliquie will uns dem Primären entgegenführen. Das Zeichen der Passion will von dem her verstanden werden, der nackt am Kreuz hing und der am Ostermorgen vom Vater neu „eingekleidet“ wurde! Die Wallfahrt zu einem konfessionsübergreifenden Zeichen der Passion Jesu in der österlichen Zeit 2012 kann zur Christuswallfahrt werden.

2. Luther und Trier

Die Wallfahrt 2012 zur „Tunica Christi“ hat einen ökumenischen Akzent. Immerhin verdanken wir dem verstorbenen evangelischen Präses Peter Beier das vielleicht schönste geistliche Lied zum Rock Christi: „Wir wichen aus, dein Wort hält stand“ (Trierer Diözesananhang GL 951). Auch im Jahr 1517, das für die Kirchengeschichte zu einem Wendepunkt und Ausgangspunkt der Trennung wurde, hat man in Trier den Heiligen Rock gezeigt. 5 Jahre vor dem Reformation-Gedenkjahr 2017 verbindet sich mit dem dichten Symbol des Rockes unsere kirchliche Einheitssehnsucht. Dabei ist die Frage nach der Teilnahme evangelischer Christen an der Wallfahrt innerprotestantisch durchaus umstritten². Das „Untergewand ohne Naht“ wird zu einem „starken Zeichen“ für den letzten heiligen Willen Jesu (nach Joh 17,20f.). Wir stehen vor dem paradoxen Faktum, dass die römischen Soldaten die Einheit des Rockes gewahrt haben, während wir die Einheit der Kirche verspielt haben. Kurienkardinal Kurt Koch spricht darum vom „Janusgesicht des Leibrockes Jesu“³. Doch am Tuch der Einheit sollen sich die Geister nicht scheiden. Das war zunächst anders. Luthers Wallfahrtskritik ist bekannt. Er verteidigte durchaus konservativ seine Kritik mit dem Hinweis, er führe keine Neuerungen ein, sondern bekämpfe stattdessen Neuerungen wie das „Geläuff“ der Heilig-Rock-Wallfahrt⁴. Luther war vor 500 Jahren in Rom selbst ein eifriger Reliquienverehrer⁵. 1521 stellte ihm der Trierer Bischof beim Reichstag zu Worms das Ein-

heitssymbol des Heiligen Rockes mahndend vor Augen. In dessen Beisein sei Luther gefragt worden, ob er auf seinem Standpunkt beharre oder „bei dem ungenährten Rock Christi, der Einheit der christlichen Kirche, bleiben wolle“⁶.

3. Das letzte Hemd Jesu gibt zu denken

Das Christentum ist eine ausgesprochen „textile Religion“, wenn wir an die Heiligtümer in Aachen, Trier, Turin, Oviedo, Mantoppello ... denken. Jede Reliquie befremdet. Wer sie aufsucht, konzentriert sich auf Unscheinbares, spürt den Reiz des Anderen, des Verstörenden, des Strittigen, des Unspektakulären, des beinahe Zerfetzten. Zur Zumutung einer jeden Wallfahrt gehört eine solche Fremdheitserfahrung. Der vom Inkarnationsdogma geprägte Glaube ist nie „nur geistig“ und immateriell, sondern sinnhaft und „handfest“.

Mit einer Wendung von Paul Ricoeur: Der Heilige Rock „gibt zu denken“. Wir würden zu kurz greifen, wenn wir vor dem „Ding“ und der Debatte um die „Echtheit“ stehenblieben. Im Schauen auf den Heiligen Rock betreiben wir keinen ambivalenten „Rockkult“. Das Textil wartet auf den deutenden Text und den liturgischen Kon-Text. Wir nehmen die Referenz des Zeichens wahr: es steht nicht für sich, es ist – wie eine „Ikone“ – durchscheinend hin auf den Ursprung des Glaubens hin. Wer den Heiligen Rock in Trier verehrt, darf Jesu Nacktheit, sein dreifach überliefertes „skandalöses“ Unbekleidetsein – in der Krippe, während der Taufe und am Kreuz – nicht verdrängen! Wir sollten den Rock neben den nackten Christus halten! Lovis Corinth hat es 1907 gewagt, Jesus völlig nackt am Kreuz darzustellen.⁷ „Nackt dem nackten Christus folgen“ – das war das geistliche Motto der großen radikalen Erneuerungsbewegungen der mittelalterlichen Kirche. Christus zeigt sich ohne die Zutat aller möglichen Hüllen, amtlicher Bekleidungen und Funktionsgewänder. Er ist die existentielle Schutzlosigkeit Gottes in

dieser Welt⁸. Beunruhigt mich dieser ungeheure Tabubruch der Religionsgeschichte? „Das Hemd ist einem näher als der Rock“, heißt es beim römischen Dichter Plautus⁹. Der Rock Jesu war sein Untergewand, sein letzter Minimalbesitz. Hier geschieht das, was das Sprichwort meint: „...jemanden bis aufs Hemd ausziehen“. Die im Sprichwort gemeinten Räuber ließen ihrem Opfer immerhin noch das letzte Hemd. Jesus widerfuhr ein radikalerer Raub, die völlige Ausbeutung. Ihm entzog man das Letzte. Und er gab aus freiem Willen „das Ganze“, er wird für uns besitzlos. Jesus wird nun ganz arm gemacht. Und er ist zugleich(!) der Sich-Weggebende!

Jesus trug am Kreuz vermutlich nur ein Lententuch (Perizonium), von dem im Evangelium jedoch nicht gesprochen wird. Die Anstößigkeit des nackten Christus führte dazu, dass sich im Osten bereits früh eine Darstellung durchsetzte, die Christus mit einem vom Hals bis zu den Füßen reichenden Gewand bzw. einer langen Ärmeltunika (Tunica manicata) am Kreuz zeigt. Der Volto-Santo- Kruzifixus von Lucca und der Imervard-Kruzifix (1175) im Braunschweiger Dom sind die bekanntesten Beispiele für diese Vorstellung, die im Westen ab dem 11. Jahrhundert greifbar wurde. Die Kunst scheute sich, die Entwürdigung Jesu im Bild zu wiederholen. Am Kreuz „thront“ der königliche Christus als Pantokrator. Es fällt so schwer, der ungeheuerlichen, nackten Wahrheit des 7. Aprils im Jahre 30 standzuhalten!

4. Nur ein Fragment

Der Erhaltungszustand des in Trier gezeigten Textilstoffes ist relativ schlecht und erbärmlich. Der Rock, der für „das Ganze“ steht, ist gewissermaßen ein „zerbrochenes Bild“ (Th. Eliot). Gerade so spiegelt er den manchmal traurigen Zustand der Christenheit wider, die ihn beschämt verehrt. Körperseide und ein maschenartiger Stoff stützen die alten „Fetzen“. Jede Zeit hat versucht, das Textil vor dem Verfall zu retten, in

anderes Gewebe¹⁰ und neue Stoffschichten „einzuarbeiten“, zu stützen und „auszubessern“. „Dass es sich um eine kostbare Reliquie handelt, zeigt die Umhüllung des bescheidenen Wolltuches mit kostbaren Stoffen. Die Wollreste sind bisher noch nicht mit Hilfe moderner Technik datiert worden, doch die älteste datierbare Hülle geht in das 8.-9. Jahrhundert zurück. Bei dieser handelt es sich nach einer schon älteren Erkenntnis um ein kostbares orientalisches Seidengewebe, wie es im Mittelalter öfter zur Umhüllung von Reliquien Verwendung fand. Die Reliquie selbst geht also mindestens bis in diese Zeit zurück, sie könnte aber auch wesentlich älter sein.“¹¹ Vielleicht sind auch die alten Stoffreste nur Berührungsreliquien („Brandea“), also Stoffe, die z.B. mit dem hl. Grab Jesu in Berührung kamen.¹² Fragmente lassen Ausschau halten nach dem nicht fragmentierbaren Heil.

5. Die Würfel sind gefallen

Die 10. Station des Kreuzweges ist ein Kontext zum Trierer Textil; sie meditiert die nackte Wahrheit des Karfreitags: Jesus wird des Wenigen, das er am Leib trug, beraubt. Der Ort des Heils wird zur „Spielhölle“. Der Rock ist der Preis - dieses „Gewand ohne Naht“ (tunica inconsulitis, vgl. Joh 19,23b), um das die Soldaten unter dem Kreuz gewürfelt haben. Über den Spielern hing der nackte Christus. Alle vier Evangelien berichten die Episode über das Losen der Spieler unter dem Kreuz, den Vorgang der „divisio vestimentorum“ (vgl. Mk 15,24f.; Mt 27,35; Lk 23,34).¹³ Das Geschehen der Verteilung des Kleiderbestandes des Exekutierten war nichts Besonderes. Den Schächern zur Rechten und Linken Jesu erging es ebenso, auch wenn das Evangelium darüber schweigt. Nur Johannes (Joh 19,23-24) nimmt liebevoll und ehrfürchtig ein Detail wahr. Er hebt das auf der bloßen Haut getragene Untergewand (also im Singular: chiton) gegenüber den „Kleidern“ (ta imatia) heraus und unterscheidet zwei Vorgänge:

die Verteilung des Obergewandes Jesu und das Lösen um seinen vor der Zerschneidung bewahrten Leibrock. Joh zitiert wörtlich Ps 22,19, worauf Mk 15,24 par nur anspielen. Joh versteht den Parallelismus membrorum im Vers synthetisch und nicht synonym. Sein Augenmerk richtet sich auf den Rock ohne Naht. Luther übersetzt: „*Er war „ungenehet/von oben an gewircket/durch vnd durch“*“. So wie Trierpilger einem Tuch ihre Aufmerksamkeit schenken, so focussiert Johannes (und in den Evangelien nur er) den gläubigen Blick auf diese scheinbare „Nebensächlichkeith“. Die drei oder vier Vollstrecker nehmen das römische Spolienrecht wahr, wonach das Hinrichtungskommando die Kleider des Gekreuzigten, gewissermaßen seine „Habseligkeiten“, als Beute behalten durfte.¹⁴ Das Evangelium vermeidet jede Moralisierung. Der Vorgang ist jedoch kein Privatvergnügen der Henkersknechte. Jesus rückte gewissermaßen alles heraus; die äußere Hülle fiel, damit der Fleischgewordene aufscheint. Er identifiziert sich nicht erst im Weltgericht mit dem körperlich Nackten (Mt 25,36.38.43f.). Das Wort „Entäußerung“ (vgl. Phil 2,7) wird hier konkret, der Selbstentkleidung Jesu bei der Fußwaschung durchaus vergleichbar (Joh 13,4). Hier geschieht das Gegenteil einer Investitur oder einer rituellen Entkleidung: die „brutalstmögliche“ Entwürdigung eines Menschen.

Während also das Obergewand durch das Exekutionskommando geviertelt und verteilt wird, entscheidet über den Besitzer des Untergewandes das Los. Ob dabei *unter* den Augen des Gekreuzigten (drei) Würfel geworfen wurden, bleibt offen. Alle vier Evangelisten berichten vom Los-Spiel der Soldaten (Mk 15,24f.; Mt 27,35; Lk 23,24; Joh 19,23f.). Johannes erzählt, dass die Soldaten von ihrem wohl ursprünglichen Plan, das auf dem Leib Christi getragene „nahtlose“ (áraphos) Untergewand zu zerteilen, Abstand nahmen. Grund für diese Schonung war keine Ehrfurcht, sondern ein rationales Abwägen, die durchaus „vernünftige“ Entscheidung, das brauchbare Gewand nicht zu zerschneiden. Es würde wertlos. Wie die

Glücksspieler das Los über den Rock geworfen haben, ob mit dem Fingerspiel (dem sog. „Morrasspiel“), ob mit „Steinchenziehen“ oder – wie es die Kunst und „arma-Christi“-Frömmigkeit voraussetzen – mit Würfeln, bleibt ungesagt.¹⁵

Und hinter bzw. über den Spielern hing ungeschützt die unverhüllte „Herrlichkeit Gottes“. Christus wird entblößt und entblößt sich. Er wird entkleidet und er entbirgt sich, er verschenkt sich und wahrt die Treue zu seiner Sendung – mit Klaus Hemmerle gesagt: „*Sein Verschenken ist sein Wahren*“¹⁶. Im Schauen auf den Heiligen Rock von Trier soll einleuchten: Bei Johannes ist das Kreuzesgeschehen kein passives Widerfahrnis, sondern – wenn auch verborgen – aktive Heilstat Gottes, Selbst-Gabe des Sohnes.

Auf manchen Darstellungen wird „*auf* dem Rock *um* den Rock gespielt“¹⁷. Der Rock eint und sammelt die Spieler.

Was der glückliche „Gewinner“ mit dem unzerteilt gebliebenenen Gewebe tat, ob es ihm „Glück“ brachte und wohin er es trug, bleibt im Verborgenen. Immerhin: Der Glücksspieler konnte im Jahr 30 nicht ahnen, dass uns diese armselige irdische Hinterlassenschaft Jesu 2012 zum Anlass wird, in Trier zu sein und vor dieses arme Zeichen ein großes Anliegen zu tragen.

6. Warum blieb der nahtlose Rock unzertrennt?

Alle(!) Deutungen der „Deutegemeinschaft“ Kirche unterliegen der Gefahr, zu viel in den Text und in das Zeichen hineinzulesen. Die Antwort des Evangeliums lautet schlicht: Damit sich das Schriftwort erfülle!

Mittels der würfelnden Händen dieser „Erfüllungsgehilfen“ vollzieht Gott seinen Plan. Für Johannes ist entscheidend: Nur oberflächlich betrachtet, ist Jesus „Spielball“ der Mächte. Das Tun dieser Täter entspricht dem Erfüllungszitat. Sie sind gehorsame und präzise „Schriftfüller“ (vgl. auch Joh 19,28f, 36f). Gott führt hier Drehbuch; das Hinrichtungskommando befolgt unbewusst und ungewollt die Regieanweisung in

Gottes „Passions-Spiel“ und „spielt“ wortwörtlich den im Psalm vorgegebenen Plan nach. Ps 22,19 „produziert“ das Geschehen. Mit, in und unter dem brutalen und kurzweiligen Treiben der Henker vollzieht sich Gottes Plan, kommt Er in zweideutigen „Erwachsenenspielen“ zum Zuge. Wohl nur so, durch diese theozentrische und christologische Lesart des auch in Mk 15,34 zitierten Psalms 22 wird die Passion für den urchristlichen Leser erträglich.

Alle anderen Antworten sind geistliche Deutungsversuche.

7. „... und führe zusammen, was getrennt ist“

Greifen wir eine einflussreiche Deutung heraus! In Patristik und Scholastik wird der unzerstörte Leibrock zum Symbol für die Einheit der Kirche¹⁸. Der Rock ist ein Hoffnungs- und Leitbild für das, was uns Christen gewährt wird, wenn wir uns „nahtlos“ der Intention Jesu Christi in den Abschiedsreden im Abendmahlssaal anschließen: „*Alle sollen eins sein*“ (Joh 17,21). Der Kirchenleib ist leider nicht unbeschädigt, sondern lädiert. Er hat keinen Grund, „sich in Szene zu setzen“! So aktuell und ökumenisch fruchtbar diese Deutung ist – *auch* diese Einheitsymbolik des hl. Gewandes geht über den historischen Text der Johannespassion hinaus! Denn es wäre seltsam, dass ein geraubtes und an einen römischen Soldaten gefallenes Gewand eine solche Symbolkraft entwickeln sollte. Gegenüber allen geistlichen Deutungen ist erneut nüchtern festzuhalten: „*Buchstäbliche Erfüllung der Schrift ist die einzige Bedeutung, die in diesem Zusammenhang dem Rock zukommt*“¹⁹. Eher als der Rock ist das „nachösterliche Netz“ mit den 153 Fischen (im Nachtragskapitel Joh 21,11) ein Symbol der Einheit der Kirche.²⁰

Nichtsdestotrotz ist der Heilige Rock ein „Mahnmal“. Es fragt mich, ob ich mich der Fürbitte Jesu in dessen Abschiedsreden anschließe. „*Geheimnisvoll und im Zeichen erklärt dieses Kleid die Einheit der Kirche.*“

(Cyprian v. Karthago). Schon bei der Heilig-Rock-Wallfahrt 1959 wurde der ökumenische Akzent deutlich ausgesprochen. „*Das ungenähte Gewand Christi ist Bild und Gleichnis der erhabenen Einheit der Kirche. Dieses Bild ... wird viele bewegen, zu wirken und zu beten, dass die Einheit verwirklicht werde*“, so schrieb Papst Johannes XXIII. am 22. Februar 1959 dem Bischof von Trier. Ist das Zeichen des Rocks wie ein heilsamer Stachel im Fleisch der immer noch gespaltenen Christenheit? Im Pilgerlied des evangelischen Präses Peter Beier heißt es jedoch eindringlich: „*Noch würfeln wir (!) um dein Gewand.*“ Wir sind in dieser Sicht nicht die Jünger, sondern vergreifen uns am Gewand Christi wie die römischen Soldaten, die mit dem Rock schonender umgehen als wir mit dem Kirchenleib. Wir widersprechen Jesu Uranliegen, erfüllen nicht seinen Auftrag, in der Einheit zu leben, eine Einheit, die versinnbildlicht wird in der Einheit Marias mit dem Lieblingsjünger unter dem Kreuz.²¹

So wie die Tunika Christi „von oben“ gewebt ist, so wächst die kirchliche Einheit als Geistgeschehen von „oben“ nach unten. Die Einheit eigenmächtig zu schaffen, ist – menschlich gesprochen – so unmöglich wie das Weben eines Gewandes von oben her. Peter Beier war 1996 von der Alternativlosigkeit des gemeinsamen Weges der Kirchen überzeugt und sagte damals: „*Kirche in vollem Sinne können wir nur gemeinsam sein*“. Evangelische Christen könnten nicht abseits stehen, wenn zu einer Christuswallfahrt eingeladen werde. Der Präses sagte damals: „*Es bilde sich doch niemand ein, wir könnten auf getrennten Wegen das neue Jahrtausend bestehen.*“

8. Dein Kleid will mich was lehren

Text und Textil: Nur Sein Gewand berühren
Wir wollen den Rock im Geiste, mit unseren Augen „anziehen“! Das geheimnisvolle Textil wird vor unseren Augen dar-gelegt und ruft nach Lesbarkeit. Gottes Wort muss „eingewebt“ werden, um diese wollenen Materialreste zu deuten. Ohne solche Texte

bliebe mir das Durchscheinende verborgen. Zu denken wäre neben der Passionsgeschichte des Joh an das Evangelium (Mk 5,27-31). Es erzählt, wie sich eine Frau „mit gemischten Gefühlen“ von hinten Jesus annähert, um nur das Zipfelchen seines Gewandes zu berühren²². Diese scheue Geste wagen viele namenlose Kranke (Mk 6,56; Mt 14,36). Die kranke Frau taucht aus der Menge auf und möchte wieder unbemerkt abtauchen. Sie will anonym bleiben. Der scheue Annäherungsversuch, die heimliche Therapie im Vorübergehen reicht der „blutflüssigen Frau“ und den anderen Kranken. Doch der Salvator will der Hilfesuchenden auf Augenhöhe begegnen. Er ist keine diffuse Energiequelle, die man anzapft. Auch wenn die Frau von der Berührung des Tuches ihr Heil erwartet – ihr Glaube ist „entwicklungsfähig“.

Ende mancher Erwachsenenspiele

Obwohl eine Trierwallfahrt ein kirchliches Großereignis ist – der Trierpilger feiert eine „*Andacht zum Kleinen*“ (Adalbert Stifter), „*eine Andacht zum Unbedeutenden*“ (Jacob Grimm). Um diesen braungrauen Rock wurde ein Glücksspiel inszeniert. Die Soldaten haben in der Gegenwart des Gekreuzigten ein übles Spiel getrieben. Manche Spiele fangen ganz harmlos an und machen abhängig, versprechen den „Kick“, werden zur Sucht. Ich muss es haben. Ich jage einem Gewinn hinterher. Ich bin Spielverderber bei manchen „*Erwachsenenspielen*“ um Macht und Einfluss. Eine Pilgerfahrt ist auch Umkehrweg: Habe ich die Kraft zu sagen: Ich mache manche Spiele nicht mit? Ich setze mich im Blick auf den geraubten Rock mit meinen eigenen Gefährdungen auseinander, ohne meine Lust an „*Enthüllungsgeschichten*“ und Bloßstellungen anderer.

Christus anziehen (Gal 3,27)

Männliche Mekkapilger tragen das gleiche weiße, zweiteilige Pilgerkleid (das sog.

ihram) aus zwei ungenähten Stoffbahnen (Baumwolle oder Leinentücher). Für viele wird es später das eigene Totentuch. Das einheitliche Pilgergewand, das also keine Naht säumen darf, symbolisiert, dass arm und reich, jung und alt gleich sind vor Gott, und es stärkt natürlich das Gemeinschaftsgefühl derer, die sich auf die Haddsch, die Pilgerreise, begeben. Der Pilger legt sein Alltagsgewand ab.

Auch der christliche Pilger ist offen für Verwandlung. Pilgerfahrt ist für ihn eine Form der Taufenerneuerung. Christus bittet: „Lass dich von mir anziehen!“; er will meiner nackten Existenz Gutes tun. Christus ist zu groß für uns. Es bleibt die „Übergröße“ des Herrn, der Vorsprung Christi bei all unseren „*Pilgerbewegungen*“. Ich bin angewiesen auf sein Kleid wie auf einen Schutzmantel, wie der Bettler auf den halben Soldatenrock des heiligen Martin. Der heilige Mantelteiler aus Tours war wohl dreimal in Trier; Luther, der diesen Taufnamen trug, bekannte auf seinem letzten Zettel kurz vor seinem Tod. „*Wir sind Bettler, das ist wahr*“.

Die neutestamentliche Briefliteratur variiert das Bild des Anziehens Jesu Christi (vgl. Röm 13,14; 1 Kor 15,43; 2 Kor 4,18; Gal 3,27) und macht es für die Tauf- und Nachfolgetheologie fruchtbar²³. Bleiben wir nicht hängen beim Rock! „*Die Soldaten beraubten Jesus seiner Kleider. Das ist alles, was sie von ihm behalten. Indem sie mit Jesus als mit einem bereits Toten umgehen, haben sie tatsächlich in ihm nichts als einen Toten, von dem sie nichts erhalten außer ein paar vergängliche Kleider. Diejenigen aber, die bei dem Gekreuzigten aushalten, werden auf den Weg gestellt, auf dem sie die Kreuzigung Jesu als seine Erhöhung verstehen werden.*“²⁴ Nicht so sehr der „*Heilige Rock*“, sondern das mir in der Taufe aufgelegte weiße, neue Kleid ist ein Zeichen dafür, dass uns Christen mehr eint als trennt. Wir sehen „*nur*“ die graubraune Herrenreliquie, diese bloß stoffliche Hülle, fast ein „*Patchwork*“. „*Graubraun*“ – das ist eine „*geringe Farbe*“; Farbe der „*kleinen Leute*“, der Bauern, der Alltagsmenschen. Nicht der graubraune Farbton des Rockes

von Trier, sondern das österliche „Weiß“ (Mt 28,3; Vgl. Mt 17,2) gibt den Ton an.

*Er ist nicht hier! Er ist nicht im Grab!
Geht! Und esst!*

Der befremdliche und abrupte Schluss des Markusevangeliums, der im Pilgerjahr 2012 in der Osternacht verlesen wird (Mk 16,8), und die fortweisende Geste des Engels bei Matthäus („Er ist nicht hier“ im Grab, vgl. Mk 16,6) verdeutlichen: Wir sollen uns nicht allzulange vor „Heiligen Stätten“, auch vor heiligen Textilien „aufhalten“. Die Wallfahrt der Frauen zum Heiligen Grab wird ja am Ostermorgen abgeblasen. Der Engel sagt: Hier habt ihr nichts mehr zu suchen. Und die beiden Jünger Petrus und Johannes erblicken bei Johannes zwar sorgfältig gefaltete Textilien im leeren Grab (Joh 20,6), ihn selbst aber nicht. ER hat alle irdischen Hüllen fallen gelassen. Das Grabtuch und Schweiß Tuch Jesu, auch der Heilige Rock lassen uns den vermissen, der nun in „ganz andere“ Gewänder gekleidet ist. Der Heilige Rock ist darum Bild des abwesenden und geheimnisvoll „im Gewand der Hostie“ (Thomas v. Aquin) eucharistisch anwesenden Christus.

„Das Gedicht ist nicht der Ort, wo die Schönheit gepflegt wird“, heißt es in einem Gedicht von Christoph Meckel. Auch eine Reliquie ist keine Augenweide, kein Idol, sondern ein Wegweiser.

*Vor dem nackten Christus dürfen alle
Hüllen fallen!*

Pilger nach Trier betreiben keine textilar-chäologischen „Gewandstudien“, sondern suchen den „roten Faden“ durch das Gewebe des eigenen Lebens. Wer webt mit an meinem Pilgerkleid? Der Heilige Rock entblößt mich geistlich geradezu und lädt mich ein zur Selbstprüfung. Halte ich mich gerne bedeckt? „Der Held trägt eine Rüstung, der Heilige ist nackt“, sagte Simone Weil.

Camillo Kardinal Ruini meditierte beim päpstlichen Kreuzweg Karfreitag 2010 in Rom: „Wenn wir Jesus nackt am Kreuz betrachten, spüren wir in unserm Inneren eine dringende Notwendigkeit, ohne Verschleierungen in uns selbst hineinzublicken; uns geistig vor uns selbst zu entblößen, aber noch zuvor Gott gegenüber und auch vor unseren Mitmenschen. Den Anspruch abzulegen, besser zu erscheinen als wir sind, um statt dessen zu versuchen, wahrhaft und offen zu sein ... Herr Jesus, der du nackt am Kreuz hängst, hilf mir, selber nackt zu sein vor dir!“²⁵ Und Papst Benedikt XVI. betete 2005, noch vor seiner Papstwahl, zum Abschluss dieser 10. Station: „Schenke uns das Lichtgewand deiner Gnade.“²⁶

Das heilige Spiel der Wallfahrt

Jesus hat keine undurchlässige Panzerhaut. Er ist „von missblicken durchbohrt/entblößt bis unter die haut“²⁷. Der arme Christus verliert mehr als ein Gewand auf der Schädelstätte. Wer geht, wird ärmer.

Die Wallfahrt ist ein Spiel mit Nähe und Distanz; wir werden den Heiligen Rock nur mit unseren Augen berühren. Pilgern und Liturgie feiern, selbst am ersten Karfreitag, ist ein „Spielen vor Gott“ (vgl. Spr. 8,30), doch wenden wir dabei im Gottesdienst, anders als die Soldaten auf der Schädelhöhe, dem Kreuz nicht den Rücken zu! Wer pilgert, spielt zwar auch mit seinem Leib, mit Zeichen und Gebärden. Die Verehrung des Heiligen Rocks ist eine Variante der „Kreuzverehrung“: die dankbare liturgische Gebärde des „homo ludens“. „Der Verlierer gewinnt“, sagte der leidenschaftliche französische Christ Charles Péguy im Blick auf Christus. Der, der am Kreuz Kleidung und Leben verliert, wird am Ostertag neu mit Gottes Herrlichkeit „bekleidet“. Der Ausgang des Passions-Spiels ist nicht offen.

Der materiell wertlose Rock von Trier vermittelt eine „wertlose Wahrheit“²⁸: Das Spiel – entschieden, die Würfel – gefallen. – Warum nur würfeln wir heute noch.

Das „Eräugen“ der Reste, ja der Fetzen des braungrauen Rockes von Trier ist kein schöner Anblick. Der Kreuzweg Jesu ist kein Laufsteg eines Schönen dieser Welt. Christliche Schönheit ist „gebrochene“, durchkreuzte Schönheit!

Den Heiligen Rock betrachten, ist eine geistliche Übung. Adorno fand eine glückliche Wendung: „*der lange und gewaltlose Blick auf den Gegenstand*“²⁹. Dieses „andere Sehen“ ist schwer und will eingeübt sein! Wir dürfen, mit Worten unseres Papstes, „*ein neues, tiefes Sehen lernen, den Überschritt vom bloß Äußerlichen zu der Tiefe der Wirklichkeit gewinnen*“. Uns wird ein „*Fasten des Sehens*“ zugemutet, „*eine Reinigung des Schauens, die eine Reinigung des Herzens ist*“.

Uns wird im Blick auf die textile „Ikone“, der letzten irdischen Habseligkeit Christi, „*ein Weg der Überschreitungen*“³⁰ gewiesen; und – vielleicht – vermissen und entdecken wir schauend, hörend und kostend den „*göttlichen Glanz auf dem Antlitz Christi*“ (2 Kor 4,6).

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Arnold Angenendt, Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultes vom frühen Christentum bis zur Gegenwart, München 1994, S.149-162.
- ² Paul Metzger, „Da geht was“. Zur konfessionellen Konfusion um die „Heilig-Rock-Wallfahrt“, in: Materialdienst des konfessionskundlichen Instituts 63 (2012) S. 1f.
- ³ In der „Tagespost“ Nr. 23 vom 23.2.2012, S. 7.
- ⁴ Vgl. Detlev Lienau, Sich fremd gehen. Warum Menschen pilgern, Ostfildern 2009, dort zu

Luther: S. 66-70. Luther nimmt vielfach, drastisch und selbst noch in seiner letzten Predigt in Eisleben Bezug auf den Heiligen Rock: Weimarer Ausgabe (WA) 1,422-424; WA 40/3, 86ff und 95,21ff, WA 30/3, 315 und WA 30/2 297, WA 6, 447; WA 6,437; WA 10/3 369, WA 47,393.

- ⁵ Vgl. Kurt Josef Wecker, Luther in Rom, in: Pastoralblatt 63 (2011).
- ⁶ A. Schmitt, Der Trierer Kurfürst Erzbischof Richard von Greiffenklau und die Auswirkungen des Wormser Edikts in Kurtrier, in: F. Reuter (Hg.), Der Reichstag von Worms von 1521, Worms 1971, S. 271-296, hier S. 278 und 288.
- ⁷ Abbildung aus dem „Großen Martyrium“ im Museum Ostdeutsche Galerie in Regensburg bei Günter Lange, Bilder zum Glauben. Christliche Kunst sehen und verstehen, München 2002, S. 168.
- ⁸ Vgl. zum „nackten Jesus“ bei Gottfried Bachl, Der schwierige Jesus, Innsbruck 1994, S. 43-76; in der Kunst: E. Hagemann, Zur Ikonographie des gekreuzigten Christus in der gegürteten Tunika: Niederdeutsche Beiträge zur Kunstgeschichte 13 (1974), S. 97-123.
- ⁹ Zur sprichwörtlichen Verwendung der „Hemd“-Metapher: Lutz Röhrich, „Hemd“, in: Ders.: Lexikon der sprichwörtlichen Redensarten Bd. 2, Freiburg 5. Aufl. 2001, S. 696f.
- ¹⁰ Vgl. Theodor Konrad Kempf, Legende, Überlieferung, Forschung. Untersuchungen über den Trierer Hl. Rock, Trier 1959, S. 3.
- ¹¹ Heinz Heinen, Frühchristliches Trier. Von den Anfängen bis zur Völkerwanderung, Trier 1996, S. 93f.
- ¹² Vgl. die Überlegungen von Heinen ebd. 92f.; Erwin Iserloh, Der Heilige Rock und die Wallfahrt nach Trier, in: Ders., Ereignis und Institution. Aufsätze und Vorträge, Münster 1985, S. 66-77; Mechthild Flury-Lemberg, Das Reliquiar für die Reliquie vom Heiligen Rock Christi, in: Erich Aretz (Hg.), Der Heilige Rock zu Trier, Trier 2. Aufl. 1996, S. 691-708.
- ¹³ Vgl. die Joh-Kommentare zur Stelle von Rudolf Bultmann, Das Evangelium des Johannes, Göttingen 19. Aufl. 1968. S. 519 und Rudolf Schnackenburg, Das Johannesevangelium III, Freiburg 2. Aufl. 1976, S. 316-319
- ¹⁴ Vgl. Josef Blinzler, Der Prozess Jesu, Regensburg 4. Aufl. 1969, S. 368 und 369 Anm. 47.
- ¹⁵ Vgl. den sehr instruktiven Beitrag von Heinz Herbert Mann, Missio sortis. Das Lösen der Spieler unter dem Kreuz, in: Christiane Zangs/Hans Holländer (Hrsg.), „Mit Glück und Verstand“. Zur Kunst- und Kulturgeschichte der Brett- und Kartenspiele, Aachen 1994, S. 51-69.
- ¹⁶ Thesen zu einer trinitarischen Ontologie, Einsiedeln 1976, 62.

- ¹⁷ Mann a.a.O (Anm.15), S. 57.
- ¹⁸ zur Stelle v.a.: Ignace de la Potterie, Die Passion nach Johannes. Der Text und sein Geist, Einsiedeln/Trier 1987, S. 99-105.
- ¹⁹ So bereits Fritz Tillmann, Das Johannesevangelium, Bonn 1931, S. 323.
- ²⁰ Vgl. Schnackenburg a.a.O. (Anm. 13), S. 318.
- ²¹ Vgl. Potterie a.a.O. (Anm. 18), S. 104f.
- ²² Nachzulesen wäre die Deutung von Peter Trummer, Die blutende Frau, Freiburg 1991.
- ²³ Vgl. Hermann-Josef Venetz, Christus anziehen, in: FrZPhTh 30 (1973), S. 3-36.
- ²⁴ Christian Dietzfelbinger, Das Evangelium nach Johannes Bd. 2, Zürich 2001. S. 300.
- ²⁵ L'Osservatore Romano Nr.13/14 vom 2. April 2010 (Deutsche Ausgabe) S. 10.
- ²⁶ Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., Kreuzweg 2005, a.a.O. S. 52
- ²⁷ Andreas Knapp, gekreuzigt, in: Ders., Tiefer als das Meer. Gedichte zum Glauben, Würzburg 2005, S. 35.
- ²⁸ Eberhard Jüngel, „Wertlose Wahrheit“. Christliche Wahrheitserfahrung im Streit gegen die „Tyrannei der Werte“ in: Ders., Wertlose Wahrheit. Zur Identität und Relevanz des christlichen Glaubens. Theologische Erörterungen III, München 1990, S. 90-109.
- ²⁹ Ute Guzzoni, Sieben Stücke zu Adorno, Freiburg 2003, S. 117.
- ³⁰ Benedikt XVI./Joseph Ratzinger, Unterwegs zu Jesus Christus, Augsburg 2003. S. 36f.

David Hüser

Mystagogische Ministranten-pastoral

Wenn man nach dem Weißen Sonntag die neuen Messdienerinnen und Messdiener fragt, warum sie diesen Dienst übernehmen möchten, dann antworten die Kinder oft: „Meine Freundin oder mein Freund ist auch Messdiener“ oder: „Damit mir in der Kirche nicht so langweilig ist!“ Viele Kinder sagen aber auch: „Ich möchte gerne näher dran sein an dem, was da geschieht.“ Das, was da geschieht, die liturgische Handlung mit ihren vielfältigen, sinnhaften Symbolen und Riten, übt auf viele Kinder eine Faszination aus. Diese Faszination ist zwar undifferenziert und vage. Dennoch ist sie Ausdruck für das Gespür der Kinder, dass sich hinter den äußeren Zeichen etwas tiefer Liegendes verbirgt. Die Faszination zeigt eine Sehnsucht, dem heiligen Geschehen – nicht nur lokal – näher zu kommen.¹

Bald schon stehen die Kinder dann regelmäßig am Altar. Sie sind dem Geschehen nahe. Kann auch die unausgesprochene Sehnsucht, Gott zu begegnen und diese Begegnung immer tiefer zu erleben, erfüllt werden?

Participatio actuosa

Das Zweite Vatikanische Konzil beschreibt Liturgie als Sache aller Gläubigen, die sich als Volk Gottes und gemäß ihrer jeweiligen Aufgaben in die Liturgie einbringen; sie sind Subjekt des liturgischen Feierns. Liturgie lebt von der tätigen Teilnahme aller Gläubigen (participatio actuosa)² Innerhalb dieser Vorstellung haben auch die Ministranten

ihren Platz; sie werden in der Liturgiekonstitution einmal explizit erwähnt: „Auch die Ministranten, Lektoren, Kommentatoren und die Mitglieder der Kirchenchöre vollziehen einen wahrhaft liturgischen Dienst. Deswegen sollen sie ihre Aufgabe in aufrichtiger Frömmigkeit und in einer Ordnung erfüllen, wie sie einem solchen Dienst ziemt und wie sie das Volk Gottes mit Recht von ihnen verlangt. Deshalb muss man sie, jeden nach seiner Weise, sorgfältig in den Geist der Liturgie einführen und unterweisen, auf dass sie sich in rechter Art und Ordnung ihrer Aufgabe unterziehen.“³

Die meisten Ministrantinnen und Ministranten werden in der richtigen Handhabung der liturgischen Körperhaltungen und Gesten, der liturgischen Geräte und im Gottesdienstablauf geschult, um ihren liturgischen Dienst erfüllen zu können. Sicherlich ist das auch eine notwendige Aufgabe. Aber der „Geist der Liturgie“ und die „aktive Teilhabe“ an der Liturgie meinen mehr. Liturgie ist Geheimnis – nicht im Sinne eines „Nicht-Weitersagens“, das Kinder kennen, sondern des Mysteriums, bei dem das Sichtbare auf etwas tiefer Liegendes verweist. „Es geht vielmehr um die alte Erkenntnis, dass die Liturgie ein mit allen Sinnen erfahrbarer Vollzug ist, der Träger einer mit den Sinnen nicht wahrnehmbaren Wirklichkeit ist. Was mit den Augen gesehen, mit den Ohren gehört, was gefühlt, gerochen und geschmeckt werden kann, ist nicht die ganze Wirklichkeit. Das äußere Geschehen der Liturgie ist Träger eines inneren Gehaltes.“⁴ Der innere Gehalt der Liturgie ist die Beziehung zu Gott.

Mystagogische Ministrantenpastoral

Um Ministrantinnen und Ministranten in den Geist der Liturgie einzuführen und ihnen das heilige Geschehen auch innerlich nahe zu bringen, greift Ministrantenpastoral die mit den Sinnen äußerlich erfahrbare Liturgie auf. Die liturgischen Erfahrungen werden mit Erfahrungen des eigenen Lebens

in Beziehung gebracht; ein tiefer liegender Sinngehalt wird so deutlich. Bei Ministrantinnen und Ministranten, die erkennen, dass die gottesdienstliche Symbolik an ihr eigenes Leben anknüpft und hilft, dieses vor Gott zu tragen, ergibt sich die würdige Mitfeier der Liturgie dann von selbst. In diesen Schritten zeigt sich eine mystagogische Ministrantenpastoral.

Ministrantenpastoral ist dabei auf keinen Fall auf die beschriebene Dimension zu beschränken. Im Sinne der Würzburger Synode ist auch bei Ministrantinnen und Ministranten zunächst die Bildung der Gruppe Gleichaltriger von enormer Bedeutung. Als „personales Angebot“ hat sie Vorrang vor jedem Sachangebot.⁵ Eine gute Atmosphäre in der Gruppe ist Voraussetzung für das hier Vorgeschlagene, die notwendigen gruppendynamischen Entwicklungen brauchen Zeit und möchten aufmerksam begleitet werden. Doch der liturgische Dienst ist „Kerngeschäft“, für den die Kinder und Jugendlichen gut vorbereitet werden müssen und aus dem sich die mystagogische Hinführung als zentrale Aufgabe ergibt.

Liturgie erleben

Ministrantenpastoral greift erlebte Liturgie auf; hier liegt ihre große Chance: Im Allgemeinen kann man davon ausgehen, dass es das Proprium der Ministrantinnen und Ministranten ist, über eine reiche Erfahrung erlebter Liturgie zu verfügen. Einige Beispiele zeigen allerdings, dass auch bei Ministrantinnen und Ministranten liturgische Erfahrung keine Selbstverständlichkeit ist. Messdienerinnen und Messdiener müssen regelmäßig zum „Einsatz“ kommen, auch wenn die Ministrantenschar (erfreulicherweise) groß ist – sonst bleiben sie schnell dem Gottesdienst fern. Genauso ist es für Kinder ein frustrierendes Erlebnis, wenn sie nicht zum Zuge kommen und sie Leuchter oder Weihrauch nicht oder nur selten tragen dürfen, weil der Schatz liturgischer Symbolik nicht ausgeschöpft wird. Schließlich muss auch für die Ministranten-

pastoral bedacht werden, wie sich die Umstellung innerhalb der Strukturprozesse der Bistümer hin zu größeren pastoralen Einheiten auswirkt: Wird nicht mehr jeden Sonntag die Eucharistie gefeiert, stellt sich die Frage, wie Ministrantinnen und Ministranten in anderen Gottesdienstformen eingesetzt werden können. In Wort-Gottes-Feiern oder besonders in der Tagzeitenliturgie gibt es viele Anknüpfungspunkte, zu denen Ministrantinnen und Ministranten Symbole zum Einsatz bringen können, die den Charakter der Gottesdienstelemente unterstreichen und damit für alle Gläubigen das Geschehen sinn-voller machen. Zu besonderen Anlässen können auch alle Ministrantinnen und Ministranten einer pastoralen Einheit zusammen kommen und gemeinsam ihren liturgischen Dienst tun.

Anhand dieser praktischen Beispiele zeigt sich: Die liturgische Praxis wird gestärkt, indem viele Kinder in den Dienst einbezogen werden und die reiche Symbolik unserer Liturgie erfahren dürfen.

Liturgie erschließen

Oft wird gefragt, ob Kinder heute christliche Symbole überhaupt noch verstehen können – wenn sie doch gewohnt sind, elektrisches Licht einzuschalten, sobald es dunkel wird und durch hell erleuchtete Städte zu gehen, wenn sie kaum noch Brot essen, sondern eher Burger und wenn sie am Fernseher schnelle Bilderfluten erleben, die das langsame Voranschreiten christlicher Liturgie langweilig erscheinen lässt. Viele liturgische Vollzüge stimmen mit der heutigen Lebenswelt nicht überein. Die Frage Romano Guardinis nach der „Liturgiefähigkeit“ des modernen Menschen ist aktueller denn je.⁶

„Kindern und Jugendlichen, aber auch vielen Erwachsenen müssen wir daher heute im liturgisch-katechetischen Feld lebendiger Gruppen und im Gottesdienst wieder einen erfahrungsmäßigen Zugang ermöglichen – oder doch den Versuch dazu machen“⁷, schreibt Heribert Wahl. Es geht also darum,

den Ministrantinnen und Ministranten Erfahrungen mit den christlichen Symbolen zu ermöglichen.

Tatsächlich kennen Kinder aus ihrem Alltag bereits wesentliche Erfahrungen wie Helligkeit und Dunkelheit oder Hunger und Sattsein, die als Grunderfahrungen der menschlichen Existenz in den christlichen Symbolen aufgegriffen werden. Kinder erleben beispielsweise Momente, in denen sie sich „im Dunkeln“ fühlen. Diese Alltagserfahrungen sind ernst zu nehmen und werden zum Ausgangspunkt: In spielerischer und kreativer Weise, mit vielen verschiedenen Methoden können sie entdeckt werden. Die Kinder versuchen, diese Erfahrung in unterschiedlichen kreativen Formen zum Ausdruck zu bringen oder mit Begriffen wie „alleine, traurig, einsam“ in Worte zu fassen.

Diese Erfahrung wird dann mit dem entsprechenden Symbol in Zusammenhang gebracht. Dabei geht es nicht darum, die oberflächliche Gestalt zu erkennen und sie vorschnell kognitiv und sprachlich zu erklären. Der Zusammenhang zwischen Alltag und Symbol wird vielmehr durch das Wahrnehmen und das erneute Erleben der Gesten und Symbole hergestellt. Vor dem Hintergrund der soeben neu hervorgerufenen Alltagserfahrungen werden die Symbole gespürt und erfahren und so unwillkürlich in ihrer Bedeutung für das eigene Leben erkannt und im Inneren erschlossen.

Um auf den christlichen Sinngehalt der Symbole aufmerksam zu machen, kann man darauf vertrauen, dass prägnante biblische oder liturgische Worte oder kurze Symbolgeschichten in den Kindern ihre Wirkung entfalten. Wenn nicht viele Worte gemacht werden, die doch nur erreichen würden, ein Symbol entgegen seiner eigentlichen Intention auf bestimmte Interpretationen festzulegen, sondern der Sinngehalt nur angedeutet wird, erahnen die Kinder die Offenheit des Symbols auf den Höheren, der nie ganz erfasst werden kann. Symboldidaktik muss sich also „nicht auf verbales Erklären und ‚Deuten‘ fixer ‚Symbole‘ kaprizieren, sondern – etwa in Kinder-Gottesdiensten – die emotionale Erfahrungsbasis dafür freilegen,

schützen und behutsam Elemente der Glaubensüberlieferung damit in Verbindung bringen.“⁸

Sobald die Kinder dann bemerken, dass die verschiedenen Symbole, mit denen sie selbst tiefe Erfahrungen aus ihrem eigenen Leben verbinden, gleichzeitig die Symbole der Liturgie sind, beginnen sie zu verstehen, dass es in der Liturgie um ihr eigenes Leben geht. Dieses Leben wird mit den vielen verschiedenen Erfahrungen in Beziehung zu Gott gesetzt. Sie können spüren, dass es im gottesdienstlichen Feiern um sie selbst geht, dass ihre eigenen Erfahrungen aufgegriffen werden. Die „Verbindung von Leben, Deutung des Lebens aus dem Glauben und Feier gelungener Lebensvollzüge“⁹ wird den Ministranten deutlich.

Selbstverständlich bleibt der erste Wunsch der Kinder, im Gottesdienst vor der versammelten Gemeinde „richtig“ zu dienen – ein Wunsch, der auch vielen Hauptamtlichen und Gemeindegliedern aus der Seele spricht. Die liturgische Bildung als unmittelbare Befähigung zum Ministrantendienst – das Einüben der liturgischen Bewegungen, Körperhaltungen und Gesten, die Erschließung der liturgischen Feiern, der Erwerb von Grundkenntnissen zum Ablauf der Eucharistiefeier und anderer Gottesdienstformen, das Kennen lernen der liturgischen Farben, Kleidung und Geräte etc. – ist dann aber „nur noch“ die praktische Umsetzung des im tiefen Inneren bewusst Vollzogenen.

Liturgie erfahren

So werden innerhalb der erlebten Liturgie wirkliche *Erfahrungen* ermöglicht. „Wirklich symbolische Erfahrung entsteht und lebt allein im Gebrauch der Symbol-Zeichen, im lebendig-praktischen Mitvollzug und durch den ‚Stil‘ ihrer pastoral-ästhetischen Ausgestaltung und szenischen Aufführung.“¹⁰ Benedikt XVI. schreibt in seinem Nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Sacramentum Caritatis“ unter der Überschrift „Die mit innerer Teilnahme erlebte liturgische Feier“, dass „der Weg der christlichen Einführung

[...] doch immer den Erfahrungscharakter [hatte], in dem die lebendige und überzeugende Begegnung mit Christus ausschlaggebend war, die durch authentische Zeugen vermittelt wurde.“¹¹

Liturgie, in der die Gesten und Symbole ihre Wirkkraft entfalten können, zeigt sich als „die beste Katechese über die Eucharistie“¹², als „Katechese in actu“, Glaubenschule „live“, und kann auch die Kinder ganzheitlich ergreifen. Ministrantinnen und Ministranten erleben die „mystagogische Kraft der Liturgie“¹³ besonders stark, weil sie selbst direkt mit den heiligen Zeichen in Berührung kommen und die „aktive Beteiligung und Nähe zu den liturgischen Handlungen [...] tiefe Spuren [hinterlassen]“¹⁴. Sie bringen jetzt ihre Erfahrungen, ihr eigenes Leben mit ein. Im wiederholten Mitvollzug, in der wiederholten Annäherung treten sie in eine immer tiefer werdende Beziehung zu Gott ein. Nach und nach kommen sie dem heiligen Geschehen näher.

Postulate

Nach wie vor ist wünschenswert, dass ältere Jugendliche Ministrantengruppen leiten, die den Kindern die Möglichkeit geben, ungezwungen Räume zu entdecken und als Gruppe Gleichaltriger im Sinne der Würzburger Synode zu einer reflektierten Gruppen werden zu können.¹⁵ Das vorgestellte Konzept einer mystagogischen Ministrantenpastoral können Jugendliche aber nicht aus dem Ärmel schütteln. Sie müssen auf ihre Aufgabe vorbereitet und in ihr begleitet werden.

Um die beschriebene liturgisch-mystagogische Lotsenarbeit wahrnehmen zu können, müssen qualifizierte Schulungen speziell für Ministrantinnen und Ministranten stattfinden, die über die pädagogischen Inhalte vieler Gruppenleiterkurse hinaus eine spirituelle Grundhaltung vermitteln, den Gruppenleitern selbst die angesprochenen mystagogischen Erfahrungen ermöglichen und die wesentlichen liturgischen Kenntnisse vermitteln. Die Ministrantenre-

ferate vieler Bistümer bieten solche Schulungen an, oft fehlt es allerdings bei Haupt- und Ehrenamtlichen in den Gemeinden am Bewusstsein, dass solche Schulungen tatsächlich notwendig sind.

Einzelne Schulungsbausteine oder -blöcke werden aber nicht ausreichen, um Jugendliche tatsächlich dauerhaft für die genannten Gruppenstunden zu qualifizieren. Die Gruppenleitungen müssen von theologisch und spirituell kompetenten Hauptamtlichen begleitet werden – in jeder pastoralen Einheit sollte ein Seelsorger den Jugendlichen als Unterstützung zur Verfügung stehen. Zu seinen Aufgaben gehört, den Gruppenleitungen als Ansprechperson zur Verfügung zu stehen, aber auch eigeninitiativ auf die Gruppenleitungen zuzugehen und immer wieder mit ihnen gemeinsam zu überlegen, wie die Ministrantenarbeit inhaltlich weitergeführt werden soll, welche Themen angegangen und wie sie umgesetzt werden können. Gute Vorschläge sind in der Literatur vorhanden.¹⁶

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. Hahnen, Peter: Sinn-Schule statt Dressur. Probleme und Chancen der Ministrantenpastoral, in: Gottesdienst 16, Jahrgang 42 (2008), 121-123, 123.
- ² Vgl. Konstitution über die heilige Liturgie „Sacrosanctum Concilium“, in: LThK, Bd. 12, 21966, 14-109, Art. 14.
- ³ Ebd., Art. 29.
- ⁴ Haunerland, Winfried: Liturgische Bildung und Mystagogie. Von Notwendigem und Vermisstem, in: ders. (Hrsg.): Liturgie und Mystagogie. Trier 2007, 12-31, 20.
- ⁵ Vgl. Synodenbeschluss „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“, in: Bertsch, Ludwig

(Hg.): Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe I. Freiburg 1976, 288-311, 299ff.

- ⁶ Vgl. Guardini, Romano: Der Kultakt und die gegenwärtige Aufgabe der liturgischen Bildung. Ein Brief, in: ders.: Liturgie und liturgische Bildung. Würzburg 1966, 16-17.
- ⁷ Wahl, Heribert: LebensZeichen von Gott – für uns. Analysen und Impulse für eine zeitgemäße Sakramentenpastoral (Reihe „Kommunikative Theologie – interdisziplinär“, Bd. 9). Berlin 2008, 287.
- ⁸ Ebd., 284f.
- ⁹ Büsch, Andreas: Ziele und Aufgaben der Ministrantenpastoral, in: ders. (Hg.): Handbuch der Ministrantenpastoral. Bezugspunkte – Praxisfelder – Chancen. Kevelaer 1999, 115-131, 125.
- ¹⁰ Wahl (2008), 287.
- ¹¹ Nachsynodales Schreiben Sacramentum Caritatis Seiner Heiligkeit Papst Benedikt XVI. an die Bischöfe, den Klerus, die Personen gottgeweihten Lebens und an die christgläubigen Laien über die Eucharistie, Quelle und Höhepunkt von Leben und Sendung der Kirche, herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 177). Bonn 2007, Art. 64.
- ¹² Ebd.
- ¹³ Hahnen (2008), 122.
- ¹⁴ Ebd.
- ¹⁵ Vgl. Synodenbeschluss „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendarbeit“ (1976), 300f.
- ¹⁶ Gute Vorschläge finden sich zum Beispiel in der von der Arbeitsstelle für Jugendseelsorge herausgegebenen Zeitschrift „Minibörse. Ideen für die Ministrantinnen- und Ministrantenpastoral“, Düsseldorf, die im Jahr 2011 vollständig überarbeitet wurde, oder in: Schmid, Angela/Schmid, Sebastian/Westerhold, Oliver: Switch. Kreatiefe Übungen zum Gottesdienst, Stuttgart 2009. Grundlegende Idee dieses Buchs ist es, zwischen Alltag und Liturgie zu „switchen“, umzuschalten, und so die Beziehungen deutlich werden zu lassen.

Heinrich Weyer

Zum Attentat auf Johannes Paul II.

Rom, 13. Mai 1981

Es war ein schöner Frühlingstag, dieser 13. Mai 1981. Die Touristen flanierten durch die Stadt. Viele zog es zur Spanischen Treppe, die in diesem Monat mit ihrem Blumenschmuck einen besonders schönen Anblick bietet. An diesem Mittwochnachmittag aber waren zahlreiche Pilger und Touristen auf dem Petersplatz versammelt zur wöchentlichen Generalaudienz des Papstes, die um 17.00 Uhr beginnen sollte. Für uns, die Theologiestudenten, die ihre so genannten „Freisemester“ in Rom verbrachten, stand jedoch das Seminar „TS 14: Das römische System“ bei Prof. P. Dr. Karl-Heinz Neufeld, SJ in der Pontificia Università Gregoriana auf dem Terminkalender. Diese extra für die an der Gregoriana studierenden Freisemester eingerichtete Veranstaltung beleuchtete das Seminarthema unter den Gesichtspunkten der verschiedenen theologischen Fächer. Für diesen Tag war nach der Übung das gegen Ende der Vorlesungszeit – an der Gregoriana der 31. 5. – übliche gemütliche Beisammensein zum Seminarabschluss vorgesehen. Wir hatten dafür das „Baffetto“ gewählt, eine kleine Pizzeria im Viertel zwischen dem Tiber und der Piazza Navona, die sich, einerseits ihre ursprüngliche Rustikalität bewahrt hatte, und andererseits, auch von vielen Römerinnen und Römern besucht wurde. Deshalb galt sie damals als „Geheimtipp“.

Eine unfassbare Nachricht

Als das Seminar gegen 18.00 Uhr beendet war ging ich noch schnell in die Bar – hier würde man sagen Cafeteria – der Gregoriana, um einen Espresso zu trinken, während

die anderen vor der Universität auf den Professor warteten. Als ich zu ihnen stieß, sah ich an ihren Gesichtern, dass irgendetwas vorgefallen sein musste. Wilfried, ein Kommilitone aus dem Erzbistum Freiburg, der wie ich im Pontificio Collegio Nepomuceno wohnte, löste sich aus der Gruppe und kam auf mich zu: „Du, gerade haben wir gehört, dass dem Papst was zugestoßen sein soll.“ Einige Zeit standen wir in stummer Ungewissheit auf der Piazza della Pilotta. Dann kam P. Neufeld. Ernst und betroffen gab er uns in aller Kürze die ersten Informationen: Man habe auf den Papst geschossen und er sei im Bauchbereich getroffen worden. Mehr hatte er in der kurzen Zeit von seinen Kollegen nicht erfahren können. Unter uns machte sich eine gewisse Beklemmung breit. Damit hatte keiner gerechnet. Die ersten Spekulationen machten die Runde: Wer mag dahinter stecken, das KGB oder der polnische Geheimdienst? Hatte das Attentat vielleicht etwas mit dem Referendum über die Liberalisierung der Abtreibung zu tun, das am kommenden Sonntag stattfinden sollte? Schließlich hatte der Papst hier deutlich Position bezogen, zuletzt beim Regina Caeli am Sonntag zuvor.³ Wir machten uns auf den Weg zum „Baffetto“.

Gang durch eine gelähmte Stadt

Eine seltsame Stimmung lag über Rom. Ungewohnt still war es in der sonst so lebhaften Stadt. Wir konnten sehen, wie sich auf dem Corso Vittorio Emanuele II, einer der Hauptverkehrsadern Roms, der Verkehr stautete. In beiden Richtungen standen die Autos, aber seltsamerweise war das ansonsten schon obligatorische Hupen kaum zu hören. Mir kam in den Sinn, was Reinhard Raffalt in einem Erinnerungsbuch zum Tod Papst Pius' XII. im Oktober 1958 geschrieben hat: „Es ist eines der Geheimnisse der Stadt Rom, dass nichts geschieht, was ihr Schicksal angeht, ohne dass es sich nicht auf unbekanntem Wege augenblicklich der ganzen Bevölkerung mitteilt. ... sofort ging der Verkehr zurück, die Menschen auf den Straßen hat-

ten plötzlich Zeit, es schien als begänne Rom sich zu verschleiern, und eine rätselhafte Müdigkeit breitete sich aus.⁴ In dieser für unsere Erfahrungen mit der ewigen Stadt ungewohnten und irgendwie unwirklichen Situation ging unsere kleine Gruppe durch die kleinen verwinkelten Gassen der römischen Altstadt. Als wir an der Pizzeria ankamen, war noch geschlossen, gleichwohl hatten sich bereits einige Leute eingefunden und warteten auf Einlass. Auch sie standen stumm oder unterhielten sich in gedämpften Ton. Da unser Tisch reserviert war und es noch geraume Zeit dauerte, bis die Pizzeria öffnete, schlug jemand vor, Richtung Vatikan zu gehen. Wir zogen weiter durch die engen Straßen in Richtung Tiber. Aus den kleinen Werkstätten und den offenen Fenstern der Wohnungen hörten wir Stimmen aus Radio und Fernsehen. Auch dies rief in mir die Erinnerung an eine Passage in Raffalts Buch wach. Er berichtet über die Nacht vom 8. auf den 9. Oktober 1958: „Als ich in den Garten ging um nach den Sternen zu sehen, hörte ich von überall her, aus den Fenstern der Nachbarhäuser, aus den erleuchteten Zellen des Angelicums, aus den winkligen Gassenzügen der Suburba die Silbernen Glocken des Pausenzeichens von Radio Vaticana ... Christus vincit, Christus regnat, Jesus Christus imperat.“⁵ Die Parallelität war frappant, nur waren an die Stelle des „Christus vincit“ die unterschiedlichen Stimmen der Kommentatoren und Nachrichtensprecher von verschiedenen Sendern getreten, ein Zeichen der Entwicklung im Bereich der elektronischen Medien. Eine Stimme riss mich aus meinen Gedanken. Ein Handwerker hatte den Priester in P. Neufeld erkannt und rief ihm zu: „Eh, Padre. L'hanno ucciso il Papa!“ (Hallo Pater, sie haben den Papst erschossen!). Das Erschrecken war unmittelbar und kollektiv. Wusste dieser Römer vielleicht aus Funk und Fernsehen mehr als wir? War in der Zeit, in der wir nun durch die Stadt gingen, eine Entwicklung eingetreten, die uns noch unbekannt war? P. Neufeld rief zurück: „Ucciso?! Ma no! É ferito“ (Erschossen? Nein, er ist verletzt). „Ferito?“ antwortete der Mann und ver-

schwand wieder in seine Werkstatt, als ob er eine Bestätigung für diese Nachricht bekommen wollte. Wir gingen weiter. Angestrengt hörte ich in die nur von den Wortfetzen aus Radio und Fernsehen unterbrochene Stille, ob nicht irgendwo eine Glocke beginnen würde zu läuten. Denn ich war mir sicher, dass beim Tod des Papstes von allen römischen Kirchen ein Trauergeläut erklingen würde.⁶ Doch es blieb still. Wir gingen in die nahe liegende „Chiesa Nuova“ um für den Papst zu beten. Schließlich erreichten wir die Engelsbrücke, überquerten sie und schauten in Richtung Vatikan. In der Ferne konnte man die Menschenmenge auf dem Petersplatz erahnen und immer wieder fuhren Wagen der Carabinieri über die Via della Conciliazione zum Petersplatz. Schnell waren wir uns einig, dass es wohl aussichtslos sei, näher an den Ort des Geschehens zu kommen. Aber Alois und Stefan, zwei Mitstudenten, die im Collegio di Campo Santo Teutonico wohnten, erklärten, sie wollten versuchen dorthin zu gelangen, um vielleicht näheres zu erfahren.

Erste Bilder und genauere Nachrichten

Einige Minuten nachdem die beiden in Richtung Vatikan aufgebrochen waren, gingen wir zurück zum „Baffetto“. Die Pizzeria hatte mittlerweile geöffnet, aber immer noch standen Menschen vor der Tür und warteten darauf einen Platz zu bekommen. Wir gingen hinein und nahmen an dem reservierten Tisch Platz. Oben in einer Ecke des Eingangsbereiches lief ein kleines Fernsehgerät ohne Ton. Nun sahen wir die ersten Bilder: Johannes Paul II., wie er durch die Menge fährt und ein kleines Kind auf den Arm nimmt. Dann, nach den Schüssen zusammengebrochen im Papamobil, das im schnellen Tempo am Petersdom vorbei Richtung Glockentorbogen fährt. Schließlich der überwältigte Attentäter Ali Agca. Das Gespräch kam nur schwer in Gang, immer wieder blickten wir in Richtung Fernsehgerät. Schließlich kamen die beiden Kom-

militonen aus dem Campo Santo zurück und brachten genauere Nachrichten: Der Papst sei außer Lebensgefahr, aber schwer verletzt und werde zur Zeit in der Gemelli-Klinik operiert. Diese zunächst beruhigenden Informationen zeigten Wirkung. Die Stimmung wurde gelöster, die Gespräche flüssiger und kreisten auch nicht mehr nur um das Geschehen auf dem Petersplatz. Trotzdem galt unsere Aufmerksamkeit immer wieder auch dem Fernsehapparat. Als wir schließlich aufbrachen und an einer nahe gelegenen Haltestelle auf den Bus warteten, entdeckten wir die ersten Extrablätter. Sie waren vom „Paese sera“, einer „linksorientierten“ Zeitung. In großen Lettern wurde die Nachricht vom Papsttattat publiziert und nicht vergessen darauf hinzuweisen, dass der Täter kein Italiener sei. Nach der Rückkehr ins „Nepomuceno“, gingen wir noch ins Fernsehzimmer, um die neuesten Nachrichten zu sehen. Die Operation war beendet, der Papst auf der Intensivstation. Die Meldungen klangen vorsichtig optimistisch.

Der Tag danach

Am nächsten Tag hatten wir vorlesungsfrei, weil an der Gregoriana am Donnerstag keine akademischen Veranstaltungen waren.⁷ Vormittags erfuhr ich in einem Gespräch mit dem Vizerektor, Don Vaclav Plisek, weitere Einzelheiten. Mehrmals habe der Attentäter auf den Papst geschossen. Auch seien zwei Audienzteilnehmerinnen verletzt worden. Der Blutverlust beim Papst sei sehr hoch und die mehrstündige Operation sei nicht ungefährlich gewesen. Es war also doch ernster, als wir es am Vorabend gedacht oder uns vielleicht auch nur eingeredet hatten. Mich zog es an den Ort des Geschehens. Ich fuhr mit dem Bus zum Vatikan. Auf dem Petersplatz wurden Vorbereitungen getroffen für die Audienz anlässlich des 90. Jahrestages der Sozialzyklika Leos XIII. „Rerum Novarum“⁸ am Freitag, die Johannes Paul II. für Mitglieder von katholischen Arbeitnehmerorganisationen geben wollte. Nun sollten sie an seiner Stelle von Kardi-

nalstaatssekretär Agostino Casaroli⁹ empfangen werden, der die Rede des Papstes verlesen würde. Casaroli, so konnte man in den Zeitungen lesen, war auf dem Weg zur UNO gewesen und sei unmittelbar nach der Landung in New York nach Rom zurückgefliegen. An der Stelle des Attentates in Höhe des mobilen Postamtes bildeten sich immer wieder kleine Mensentrauben. Auch ich begab mich dorthin und konnte noch die mit Kreide gemalten Kreise sehen, mit denen die Carabinieri oder vatikanische Polizei jene Stellen markiert hatten, wo die Kugelhülsen aus der Waffe des Attentäters gefunden worden waren. Es war ein merkwürdiges Gefühl, an einem Ort zu stehen, wo sich keine 24 Stunden vorher ein bis dahin unvorstellbares Geschehen, das in der jüngeren Kirchengeschichte seinesgleichen suchte,¹⁰ ereignet hatte. Die Tageszeitungen, die ich mir gekauft hatte – der „Osservatore Romano“ und „La Repubblica“ – taten das Ihrige, um diesen Eindruck zu verstärken. Über mehrere Seiten hinweg berichteten sie über das Attentat und die Reaktionen darauf. Die Tatsache, dass der Täter kein Italiener sei, nahm auch hier einen breiten Raum ein, wohl auch weil die Auseinandersetzung im Zusammenhang mit dem Referendum zur Abtreibung in den letzten Wochen an Schärfe zugenommen hatte. Vermutungen, der Anschlag könnte damit im Zusammenhang stehen, waren kurz nach dem Attentat aufgetaucht. Nun berichteten die Zeitungen, dass alle Parteien und Gruppierungen ihre diesbezüglichen Veranstaltungen sofort nach Bekanntwerden der Nachricht abgebrochen hatte. Kurzzeitig war auch eine Verschiebung des Referendums im Gespräch, doch wurde diese Idee schnell verworfen. Staatspräsident Pertini, so wurde berichtet, sei bereits am Krankenbett des Papstes gewesen. Auch wurde im „Osservatore“ darauf hingewiesen, dass der Anschlag am Jahrestag der ersten Marienerscheinung in Fatima erfolgt sei. Dieses Zusammentreffen wurde von den ersten Stunden nach dem Anschlag an immer wieder betont.¹¹

Gottesdienste und Gebete

Öffentliches Gebet und Gottesdienste prägten vor allem die ersten Tage nach dem Attentat. Am Donnerstag, dem 14. Mai, um 18.00 Uhr wurde in der Apsis des Petersdomes die erste Messe „pro Papa infirmo“ (für den kranken Papst) gefeiert, der Kardinaldekan Carlo Confalonieri¹² vorstand. Hierzu hatte sich trotz des Werktags eine große Gemeinde versammelt. Am Ende der Messe, unmittelbar vor dem Segen, forderte der Kardinal die Versammelten auf, gemeinsam das „Oremus pro Pontefice“ zu singen. Dieses Gebet wird nur zu besonderen Gelegenheiten angestimmt, etwa am Jahrestag von Papstwahl und Amtseinführung. Es lautet in der deutschen Übersetzung: „Lasset uns beten für unseren hl. Vater, Papst (damals: Johannes Paul). Der Herr erhalte und stärke ihn, er mache ihn glücklich auf Erden und überlasse ihn nicht den Händen seiner Feinde“¹³. Wohl selten in der jüngeren Kirchengeschichte waren diese alten Worte so aktuell wie in jenen Tagen. Selbst die wie aus einer vergangenen Zeit kommend erscheinende letzte Bitte bekam angesichts der Spekulationen um eine Verbindung zu kommunistischen Geheimdiensten¹⁴ eine aktuelle Bedeutung. Selten davor und danach habe ich erfahren, wie tradierte Gebete mit einem ritualisierten Text so nah an der erlebten Realität und im Einklang mit den Empfindungen der Betenden sein können. Dabei war auffällig, dass der Klang nicht ängstlich oder sorgenvoll war, sondern bestimmt von dem abgrundtiefen Vertrauen, dass Gott die Bitten erfüllen werde. Der Wirkung dieses Gebetes konnte sich in diesen Tagen und Wochen keiner der Mitfeiernden entziehen. Einige Sonntage später, der Papst war nach seiner vorübergehenden Entlassung zum zweiten Mal in die Gemelliklinik eingeliefert worden¹⁵, aber außer Lebensgefahr, stand beim Kapitelsamt in St. Peter eine junge Frau aus Frankreich vor mir. Als der zelebrierende Domherr am Ende des Gottesdienstes zum Gebet des „Oremus pro Pontefice“ einlud und die ersten Worte erklangen, brach sie in Tränen aus. Ich woll-

te ihr etwas Ermutigendes sagen, zumal die Perspektiven ja durchaus hoffnungsvoll waren, fand mich allerdings unter dem Eindruck des Augenblicks dazu nicht in der Lage. So legte ich ihr nach den letzten Worten nur stumm die Hand auf die Schulter. Sie legte ihre Hand darauf und blickte mich dankbar an.

Der Gottesdienst am 14. Mai endete, ebenso wie viele andere danach auch, mit dem „Christus vincit, Christus regnat, Jesus Christus imperat“. Auf den ersten Blick erschien der Gesang in dieser Situation eher unpassend, weil er doch mehr mit der triumphierenden Kirche in Verbindung gebracht wurde und wird. Nun klang er ganz anders: Da war kein Jubel, keine Siegesicherheit und kein Trotz nach dem Motto „jetzt erst recht“. Vielmehr fand in ihm die feste Zuversicht Ausdruck, dass Jesu Zusage auch in diesem Moment galt: „Seid gewiss: Ich bin bei euch alle Tage, bis ans Ende der Welt“ (Mt 28,20). Sowohl das „Oremus pro Pontefice“ als auch das „Christus vincit“ gaben Zeugnis von der Hoffnung, die in diesen Tagen getragen hat.

Eindrucksvoll war auch das Rosenkranzgebet auf dem Petersplatz am Abend des 14. Mai, zu dem der Generalvikar der Diözese Rom, Kardinal Ugo Poletti, aufgerufen hatte. Viele Menschen, laut Zeitungsberichten waren es mehrere 10 000, waren dem Aufruf gefolgt und füllten den Platz. Ich hatte den Eindruck, als würden die vielen Gottesdienste und Andachten für den kranken Papst, die an den unterschiedlichsten Orten der Stadt gehalten worden waren, in diese Rosenkranzandacht einmünden. Für die Wahl des Rosenkranzgebets sprachen mehrere Gründe. Zum einen entsprach es der marianischen Prägung sowohl des Monats Mai als auch der geprägten Frömmigkeit Johannes Pauls II.¹⁶ Zum anderen garantierte das Gebet eine große und leicht zur erreichende Gemeindebeteiligung. Schließlich schlug er eine Brücke zum Geschehen am Tag zu vor, da die Aufforderung zum Rosenkranzgebet zu den Kernaussagen der Marienerscheinungen von Fatima gehört.¹⁷ Es fiel auf und beeindruckte gleichermaßen, wie gesammelt und

ernst die große Menge an dem Gebet teilnahm oder ihm doch zumindest folgte. Eine besondere ökumenische Note erhielt das Rosenkranzgebet durch die Teilnahme des Metropoliten Meliton von Chalcedon.¹⁸ Der Sondergesandte des Ökumenischen Patriarchen von Konstantinopel war keine 24 Stunden nach dem Attentat in Rom eingetroffen. Am Ende des Rosenkranzgebetes hielt er eine kurze Ansprache, in der er die Genesungs- und Segenswünsche des Patriarchen überbrachte. Anschließend sprach er auf Griechisch ein Gebet für den Papst. Dies war einer der wenigen Momente, wo ein kurzer, aber warmer Applaus aufkam.

Rom und die Römer in den Tagen nach dem Attentat

Das Leben in der Stadt war an diesem und an den folgenden Tagen fern von jeder Normalität. Zwar war bald im Straßenverkehr wieder das Hupen zu hören, dessen Fehlen am Tag des Attentates so auffällig gewesen war, aber die Leichtigkeit des „vivre e lascia vivere“ (leben und leben lassen) war verschwunden. Das Erschrecken darüber, dass ein Anschlag auf den Papst innerhalb der Stadtmauern, gleichsam „zu Hause“ möglich gewesen war, saß tief. „Nell buio dell' odio“ - Im Dunkel des Hasses, so hatte der Chefredakteur des „Osservatore“ seinen Leitartikel am Tag danach überschrieben, und in dieser Einordnung des Geschehens stimmten ihm die überwältigende Mehrzahl der Römerinnen und Römer zu. Die Tatsache aber, dass dieses Dunkel sich in ihrer Stadt und dazu noch auf dem Petersplatz ausbreiten konnte, nagte erkennbar an ihrem Selbstwertgefühl und raubte manchem die Fassung.¹⁹

Die Hektik der Großstadt war einer Vertrautheit gewichen, die eher kleinere Wohneinheiten auszeichnet. Die Menschen achteten aufeinander und nahmen sich Zeit. Wenn jemand an der Bushaltestelle oder den Haltepunkten der U-Bahn in der Zeitung Berichte über das Attentat und das Befinden des Papstes las und bemerkte, dass dies auch

seinen Nachbarn interessierte, dann hielt er unaufgefordert die Zeitung so, dass dieser problemlos mitlesen konnte. Wer einen Leser nach entsprechenden Informationen fragte, erhielt diese bereitwillig. Man konnte den Eindruck gewinnen, als würde die Anteilnahme oder doch zumindest das Interesse am Gesundheitszustand des Papstes alle miteinander verbinden, die Bewohner Roms untereinander und auch mit den zahlreichen Pilgern und Touristen.

Die Spannung über der Stadt hielt bis zum Sonntag nach dem Attentat an. An diesem Tag wandte sich Johannes Paul II. wie üblich um 12.00 Uhr mittags aus der Gemelli-Klinik in einer kurzen, von Radio Vatikan übertragenen, Ansprache an die auf dem Petersplatz versammelten Menschen und betete mit ihnen das Regina Caeli²⁰. Dies hatte so etwas wie eine Signalwirkung. So wie der kranke Papst den traditionellen Brauch des sonntäglichen Mittagsgebetes trotz seines geschwächten Zustands fortführte, so wollten auch die Menschen in Rom ihr Leben in die gewohnten Bahnen lenken. Von diesem Moment an wich der Druck und die Normalität kehrte Schritt für Schritt ins römische Leben zurück.²¹

Nachklang

Sieben Monate später wurde ich noch einmal in diese römischen Tage zurückgeholt. Ich hatte mein Studienjahr in Rom mittlerweile beendet und war nach Deutschland zurückgekehrt. In den Tagen zwischen Weihnachten und Neujahr schaute ich mir im Fernsehen einen Jahresrückblick an. Anders als heute hatten diese Sendungen ihren Namen noch verdient, weil sie wirklich am Ende eines Jahres ausgestrahlt wurde. Auch fehlte ihnen jeglicher Show- oder Talkshowcharakter. Stattdessen riefen sie die wichtigsten Ereignisse des Jahres in informativer Weise ins Gedächtnis zurück. Bei der Sendung, die ich mir ansah, geschah dies in chronologischer Weise. Monat für Monat wurden kurze Filme eingespielt und kommentiert, darunter der Putschversuch in

Spanien im Februar und das Attentat auf US-Präsident Reagan Ende März. Als aber die Bilder vom Papstattentat auf dem Bildschirm erschienen, unterblieb jeder Kommentar. Stattdessen hörte man nur einige dumpfe Schläge auf einer Kesselpauke. Mir rief diese in ihrer Akustik eindringliche Gestaltung in Erinnerung, was ich hautnah erlebt hatte: Wie eine Stadt den Atem anhielt.

Anmerkungen:

¹ Diese Spekulationen hatten einen Grund darin, dass zur gleichen Zeit der polnische Primas, Kardinal Stefan Wyszyński im Sterben lag. Wäre das Attentat geglückt, hätte die polnische Kirche und auch die Bewegung „Solidarnosc“ auf einen Schlag zwei wichtige Stützen verloren. Kardinal Wyszyński (1901-1981) war seit 1948 Erzbischof von Gnesen und Warschau und Primas von Polen. Er galt als Symbolfigur des religiös motivierten Widerstandes gegen das kommunistische Regime und starb 15 Tage nach dem Attentat auf Johannes Paul II am 28.5. 1981. Vgl. Jan Kopiec, Art. Wyszyński, in: Lexikon für Theologie und Kirche. Begründet von Michael Buchberger. Dritte völlig neubearbeitete Auflage hg. von Walter Kasper u.a. (LThK III) Bd.10, Freiburg 2009 (Sonderausgabe), 1342. S. auch u. Anm. 13.

² In Italien galt seit 1978 ein liberaleres Abtreibungsrecht. Dessen Gegner hatten ein Referendum erzwungen, um das Gesetz rückgängig zu machen. Dieses Referendum fand am 17.5.1981 statt: Dabei wurde jedoch das bestehende Gesetz bestätigt. Vgl. Susanna Beccherini & Maria Campanale, Art. Aborto in: Italienlexikon. Schlüsselbegriffe zu Geschichte, Gesellschaft, Wirtschaft, Politik, Justiz, Gesundheitswesen, Verkehr, Presse, Rundfunk, Kultur und Gesundheitswesen, hrsg. von Richard Brütting, Berlin 1995, 48-52, 48; Günter Trautmann, Art. Referendum popolare, in: ebd. 675-678, 677.

³ Vgl. http://www.vatican.va/holy_father/john_paul_ii/angelus/1981/documents/hf_jp_ii_reg_19810510_it/html (Zugriff 23.03.2011, 10.15h) Der Text ist in italienisch und spanisch zugänglich

⁴ Reinhard Raffalt, Ein Römischer Herbst. Dem Andenken Pius XII., München 1958, 11.

⁵ Ebd., 7.

⁶ S. dazu. John Peter Pham, Heirs of the Fisherman. Behind the Scenes of Papal Death and Succession (Oxford University Press), New York 2006, 17: „The bells of St. Peter’s Basilica would then toll to broadcast the news, the other bells of the Eternal City joining in.“

⁷ Dafür gab es Samstagvormittags Vorlesungen von 8.00 – 12.00 Uhr.

⁸ Die am 15. Mai 1891 erlassene Enzyklika gilt als Beginn der katholischen Soziallehre. Vgl. Johannes Schasching, Art. Rerum Novarum, in: LThK III Bd.8 (wie Anm. 1), 149. Johannes Paul II nahm das Jubiläum zum Anlass für seine erste Sozialenzyklika „Laborem exercens“. Ihr für den 15. Mai 1981 geplantes Erscheinen verzögerte sich durch das Attentat um vier Monate. Vgl. Der Wert der Arbeit und der Weg zur Gerechtigkeit. Die Enzyklika Über die menschliche Arbeit Papst Johannes Pauls II. Mit einem Kommentar von Oswald von Nell-Breuning, Freiburg 1981, 101. Es folgten zwei weitere Sozialenzykliken: „Sollicitudo rei socialis“ (1987) und – zum 100. Jahrestag von Rerum Novarum – Centesimus Annus (1991). Vgl. Konrad Hilpert, Art. Sozialenzykliken in: LThK III, Bd. 9 (wie Anm. 1), 763-765, 763. S. auch Luigi Accattoli, Johannes Paul II. Köln o. J. (2005), 240-242.

⁹ Agostino Casaroli (1914 – 1998) war von 1979 bis 1990 Kardinalstaatssekretär Johannes Pauls II. Vgl. Erwin Gatz, Art. Casaroli, in: LThK III, Bd. 11 (wie Anm. 1), 42 f.

¹⁰ Zwar hatte es bereits 1972 auf dem Flughafen von Manila ein Attentat auf Papst Paul VI. (1896-1978, Papst seit 1963) gegeben, bei dem er leicht verletzt wurde. Da dieser Umstand jedoch der Öffentlichkeit verschwiegen wurde und der Papst sein Besuchsprogramm wie vorgesehen absolvieren konnte, galt das Attentat als „Versuch“. Vgl. Pham (wie Anm. 6), 32. Luigi Accattoli nennt den Anschlag „eine Art von Attentat“ vgl. Accattoli, (wie Anm. 8), 125

¹¹ Auch Johannes Paul II. selbst maß diesem Umstand große Bedeutung bei und schrieb der Mutter Gottes von Fatima seine Rettung zu. Oberhalb der Stelle des Attentates ließ er am Vatikanpalast ein Mosaik mit einer Mariendarstellung und seinem Wahlspruch „Totus tuus“ anbringen. Am ersten Jahrestag des Anschlags, dem 13. Mai 1982 unternahm er eine Pilgerfahrt nach Fatima und ließ ein Projektil in die Krone der Muttergottesstatue einarbeiten. Vgl. dazu Pham (wie Anm. 6), 32, Accattoli, (wie Anm. 8), 125 (Bildbeschreibung), 126f..

¹² Carlo Confalonieri (1893- 1986) war von 1977 – 1986 Dekan des Kardinalkollegiums. Er erlangte in diesem Amt einen gewissen Bekanntheitsgrad, weil er es im sogenannten „Drei-Päpste Jahr“ 1978 und eben zur Zeit des Papstattentates bekleidete. Zur

- Person s. Josef Gelmi, Art. Confalonieri, in: LThK III, Bd. 2 (wie Anm. 1), 1293.
- ¹³ „Oremus pro Pontefice nostro N.. Dominus conservet eum et vivificet eum et beatum faciat eum in terra et non tradat eum in animam inimicorum eius.“ Im vorkonziliaren Rituale Romanum gehörte das Gebet zur Allerheiligenlitanei und war Bestandteil eines Wechselgebetes im Anschluss an Ps. 69. Vgl. Rituale Romanum, Pauli V Pontificis Maximi iussu editum et a Benedicto XIV auctum et castigatum. Cum Canto emedato, Mecheln 1854, 108. Die Übersetzung ist entnommen: Gesang-, und Gebetbuch für die Erzdiözese Cöln. Ausgabe I mit Noten, Köln o.J. (um 1915), 400. Für hilfreiche Hinweise zu diesem Gebet dankt der Verf. Herrn Archivdirektor Dr. Martin Persch, Trier.
- ¹⁴ Vgl. Accattoli (wie Anm. 8), 121-123. S. auch o. Anm. 1.
- ¹⁵ Johannes Paul II. kehrte am 3. Juni in den Vatikan zurück. Am Pfingstsonntag den 6. Juni verlas er von der inneren Loggia des Petersdomes ein Grußwort am Ende des Festgottesdienstes aus Anlass der Jubiläumsfeierlichkeiten der Konzilien von Konstantinopel und Ephesos. Vgl. dazu die italienischen und spanischen Text bei: http://www.vatican.va/holy_father_john_paul_ii_speeches/1981/june/documents/hf_jp_ii_reg_19810607_concilio-constantinopoli_it.html (Zugriff 23.03.2011, 10.15h) Am 20. Juni musste der Papst wegen einer, wie erst später bekannt wurde, lebensgefährlichen Virusinfektion erneut in die Gemelli-Klinik eingeliefert werden, wo er bis zur endgültigen Entlassung am 14. August blieb. Vgl. Accattoli (wie Anm. 8), 120f.
- ¹⁶ Vgl. Accattoli (wie Anm. 8), 126-128. Danach hat Johannes Paul II den Rosenkranz als sein Lieblingsgebet bezeichnet, vgl. ebd. 127.
- ¹⁷ Vgl. Wolfgang Brückner, Art. Fatima, in: LThK III, Bd.3 (wie Anm. 1),1196.
- ¹⁸ Metropolit Meliton (1913 –1989) war seit dem Pontifikat Pauls VI. mehrfach als Gesandter der Patriarchen Athenagoras und Dimitrios in Rom. Zu ihm s. Johannes Madey, Art. Meliton, Metropolit, in: LThK III, Bd.7 (wie Anm. 1), 86.
- ¹⁹ Vgl. dazu Accattoli (wie Anm. 8),125.
- ²⁰ Vgl. den Text in italienisch und spanisch bei: http://www.vatican.va/holy_fatherjohn_paul_ii/angelus/1981/documents/hf_jp_ii_reg_19810517_it.html (Zugriff 23.03.2011, 10.15h) Die Tradition des Angelusgebetes – in der Osterzeit des Regina Caeli – am Sonntag um 12.00 Uhr wurde während der Klinikaufenthalte des Papstes nicht unterbrochen. Ansprache, Gebet und Segen wurden aus dem Krankenzimmer auf den Petersplatz übertragen. Dabei blieb das Fenster das Fenster zu seiner Privatbibliothek im dritten Stock des Vatikanpalastes geschlossen Während der zwei Wochen, die der Papst im Vatikan war (3.6. – 20.6.) wurde das Fenster geöffnet und der Teppich mit dem Wappen heruntergelassen. Da Johannes Paul II. aber noch zu schwach war die ganze Zeit über am Fenster zu stehen, wurden die Ansprache und das Angelusgebet aus der Bibliothek übertragen. Anschließend erschien Johannes Paul II am Fenster um die Menschen zu segnen. Am 5. Juli konnte er, meinen Notizen zufolge, den Segen zum ersten Mal wieder singen.
- ²¹ S. auch Accattoli (wie Anm. 8), 118: „Der kollektive Alptraum dauert bis zum darauf folgenden Sonntag, dem 17. Mai, als Radio Vatikan die müde klingende und schleppende, aber klare Stimme des Papstes überträgt ...“.

Leserbrief

Zu Norbert Bauer: Stellungnahme zum Artikel „Notwendigkeit und Hindernisse innerkirchlichen Dialogs“ (Heft 3/2012, S. 92–93)

Pastoralreferent Norbert Bauers Reaktion auf meinen Beitrag zum Dialogprozess (Pastoralblatt 1/2012) enthält eine Reihe von Unterstellungen und ungenauen Zitationen. Nirgends findet sich in meinem Text die „Behauptung der neutralen Beobachtung“. Nie habe ich geleugnet, mehr geistige Schnittmengen mit den bewahrenden Kräften um Papst Benedikt zu haben, den ich für einen genialen Denker und in seiner Güte und Demut für den Inbegriff des „guten Hirten“ halte. Zugleich war ich aber stets so frei und unabhängig, die katholische „Betonfraktion“ öffentlich zu kritisieren und fromme liberale Katholiken wertzuschätzen. Ich halte es für unwahrscheinlich, dass der Heilige Geist nur in einer Ecke der Kirche weht und bemühe mich nach bestem Wissen und Gewissen, der Ermahnung gerecht zu werden: „Prüfet alles, das Gute behaltet“. Gerade habe ich in dem von Bauer zu Recht als Dialogforum gelobten „Christ und Welt“ durch die Unterscheidung von „Rechtgläubigkeit“ und „Rechtsgläubigkeit“ noch etliche Konservative erzürnt („Alle sind voller Entsetzen“), jetzt macht mich ein „kritischer Katholik“ zur Mogelpackung herunter, nur weil ich auf andere Weise „kritischer Katholik“ sein will als er. Dies ist symptomatisch für die Lagermentalität, an der unsere Kirche leidet.

Sinnentstellend zitiert auch: Ich hätte beklagt, dass die Kirche von den „Medien bedrängt“ werde. Dies beanstandete ich nicht, als Journalist schon gar nicht. Ich konstatierte nur, „dass die Reformideen der Mannheim-Wunschliste genau die Agenda widerspiegeln, die der Kirche von der säkularen Gesellschaft und ihren Medien ständig aufgedrängt werden“. Medieninhaltsanalysen bestätigen den Befund: Reizthemen des

Sechsten Gebots dominieren. Wenn allerdings, so Allensbach, nach monatelanger medialer „Aufklärungsarbeit“ zum Missbrauchsskandal 47 Prozent der Deutschen meinen, Kindesmissbrauch sei unter katholischen Priestern „weit verbreitet“ (36 Prozent vertraten die zutreffende Einschätzung, „nur eine kleine Minderheit“ der Priester seien Kinderschänder), dann sollte ein Pastoralreferent meine Wahrnehmung einer „antikatholischen Kampagne“ nicht als lächerlich abtun. Ich weiß von privaten Äußerungen einflussreicher TV-Redakteure wie beispielsweise dieser: „Der Missbrauch gibt uns die Möglichkeit, die katholische Kirche mal richtig fertig zu machen“. Man muss schon Tomaten auf den Augen haben, wenn man solche Motive, die in einer unseligen Tradition von Sittlichkeitskampagnen gegen die katholische Kirche stehen, nicht sieht.

Bauers Gegenargument, die Kirchen könnten doch „täglich in den öffentlich-rechtlichen Medien ihre geistlichen Worte sagen (und zwar auch finanziert von den konfessionslosen Rundfunkgebührendzahlern)“, gewährt einen Einblick, wie sehr der Pastoralreferent die laizistische Perspektive auf die grundrechtliche Freiheit der Religionsausübung verinnerlicht haben muss. Die Mehrheit christlicher Gebührendzahler muss sich nicht bei den Konfessionslosen dafür bedanken, dass ihre religiöse Lebenswirklichkeit auch medial stattfinden darf. Die areligiöse findet dort schon reichlich Raum. Vielleicht studiert Herr Bauer mal Befunde zum konfessionellen Profil deutscher Journalisten und zum Programmanteil kirchlicher Meldungen in allgemeinen Nachrichtensendungen.

Dass das Theologen-Memorandum „intellektuell dürftig“ ist (und schon aus religionssoziologischer Sicht von kontrafaktischen Thesen strotzt: <http://www.kath.net/detail.php?id=30082>), kann man selbst von liberalen Theologen hören. Eine harte, pointierte Kritik daran, wie sie Bauer mir ankreidet, kann übrigens fairer und dialogfähiger sein, als der Betulichkeitsjargon, der – nach außen hin – in manchen Kirchenzirkeln gepflegt werden mag, aber nicht selten mit

einer stillschweigenden Ausgrenzung Andersdenkender einher geht.

Was Bauer gegen päpstliche Ermahnungen zur Demut einzuwenden hat, verstehe ich nicht. Das Appellative klassischer kirchlicher Tugendlehre und die „innere Überzeugung“ schließen sich doch nicht aus. Woher soll denn eine Internalisierung kommen, wenn nicht von Überzeugungsversuchen in Wort und Beispiel?

Schließlich wittert der reformkatholische Inquisitor bei mir auch noch eine antiökumenische Gesinnung. Dumm gelaufen, denn er hat das Mitglied eines ökumenischen Ordens vor sich, das 2011 die Festrede bei der Verleihung der „Luther-Rose“ durch die Internationale Martin-Luther-Stiftung hielt und regelmäßig in evangelischen Zeitschriften publiziert. Dass ein Großteil des deutschen Protestantismus „in unserer jüngsten Geschichte auf peinliche Weise mit gefährlichen Ideologien verschmolz“, ist nicht, wie Bauer zetert, „wieder so eine Andeutung! Mit welcher Ideologie? Der der NSDAP? Der SED?“, sondern eigentlich unmissverständlich: Mit was denn sonst? Die „Deutschen Christen“ hatten in der Preußischen Generalsynode zeitweise eine Zweidrittelmehrheit, und Bischof Schönherr von der „Kirche im Sozialismus“ beklagte sich über „immer dieses eine Drittel“ systemkritischer Kirchenopposition. Kein Ruhmesblatt für die „Konfession der Freiheit“. Das zu verschweigen wäre nicht ökumenisch, sondern ignorant und unredlich.

Dr. Andreas Püttmann, Bonn

Literaturdienst

Rosemarie Nürnberg: Ergriffen von Gott. Exerzitien mit Madeleine Delbrêl. Verlag Neue Stadt, München 2010, 94 S.

Ist in unserem postmodernen Zeitalter Christsein nur noch etwas für Ordensleute? Schon Anfang des 20. Jahrhunderts hat Madeleine Delbrêl darauf eine Antwort gegeben und gezeigt, wie Frauen und Männer mit Managementaufgaben oder Familienpflichten ihren Glauben leben und Formen des Gebetes entwickeln können. Damit ist Madeleine Delbrêl aktueller denn je. 1904 geboren, getauft, aber nicht christlich erzogen, erlebt die Französin selbst in einer Krise ihre Umkehr zum Glauben, als sie beschließt zu beten. Gegen den ersten Impuls tritt sie nicht in ein Kloster ein, sondern gründet und leitet eine christliche Gemeinschaft von Frauen und wirkt als Sozialarbeiterin im Arbeitervorort Ivry vor den Toren von Paris. In einem atheistisch geprägten Milieu entdeckt sie ihre Berufung als „Missionarin der Straße“ – für sie Inbegriff des Alltagslebens. Die musisch begabte Frau schreibt ihre Erfahrungen und Impulse für eine christliche Spiritualität nieder, die spüren lassen, dass sie weiß, wovon sie spricht. Ihre Begeisterung wirkt ansteckend.

Das belegt auch das Büchlein von Rosemarie Nürnberg, die bis 2006 hauptamtliche theologische Referentin beim Erzbistum Köln und dort in der Seelsorge mit (Ordens-)Frauen tätig war. Nach jahrelanger Beschäftigung mit der „Pionierin des Glaubens in der säkularisierten Gesellschaft“ veröffentlichte sie 2010 im Verlag Neue Stadt ihren kleinen Band, Ergriffen von Gott. Exerzitien mit Madeleine Delbrêl. In sechs Kapiteln beschreibt die promovierte Theologin kenntnisreich und lebendig deren Erfahrungen auf dem Lebens- und Glaubensweg. Es schließen sich Impulsfragen als Denkanstoß für das eigene Leben sowie ein Gebet an. Nürnbergs Impulse werden besonders dann konkret, wenn Madeleine Delbrêl mit ihren Beispielen und originellen Bildern selbst zu Wort kommt. Die Leser/innen können nicht nur etwas über die bedeutende geistliche Frau erfahren, sondern „sich mit ihr auf den Weg (...) machen“, so dass die Lektüre „zu einer Art Exerzitien werden“ kann (S. 5). Hervorgegangen aus Vortragsexerzitien eignet sich das Buch, in dem ein weiter Exerzitienbegriff zugrundegelegt ist, darüber hinaus für die persönliche Benennung.

Eva-Maria Will

Dieter Emeis: Vom Werden des ewigen Lebens. Leben und Sterben in der Freude christlicher Hoffnung. Verlag Herder, Freiburg 2011, 98 S., 9,95 Euro.

Im Vorwort schreibt der Verf., dass das „ewige Leben“ fast ganz aus der Sicht geraten ist – auch bei den Christen. Sehr viele Menschen geben sich mit einem reichen und langen Leben in der Zeit zufrieden. Zum ändern ist unter Christen so etwas wie eine Kultur der Freude auf das ewige Leben kaum entwickelt. Der Verf. ist em. Professor für Pastoraltheologie, zuletzt lange Jahre in Münster, und ist durch seine auch jetzt noch andauernde Seelsorge in einer Gemeinde mit der Situation der Menschen gut vertraut. Er möchte daher von der den Christen anvertrauten Hoffnung sprechen, von einem Leben und Sterben im Licht des österlichen Geheimnisses. Von der darin begründeten Freude können uns biblische Bilder und Worte ahnen lassen. Wie sie miteinander zusammenhängen, zeigt der Verf. im ersten Teil des Buches in sechs Kapiteln auf, wobei er besonders darauf eingeht, wie die von Gott selbst angestiftete Hoffnung sich in den Schriften der Bibel mehr und mehr entfaltet bis hin zur Botschaft Jesu von dem in ihm bereits nahe gekommenen ewigen Leben. In diesem Zusammenhang spricht der Verf. schon hier viele der die Menschen oft bedrängenden Fragen auf: so nach der Hoffnung auf eine ausgleichende Gerechtigkeit nach dem Tode, nach dem Geheimnis des gerechten und barmherzigen Gottes, der alle retten will, nach dem Geschehen, das sich im Sterben des Menschen vollzieht. Er deutet Taufe und Eucharistie als Sakramente, in denen die Freude des ewigen Lebens gefeiert wird, da uns Teilhabe an Tod und Auferstehung Jesu und das Wachsen und Bleiben in diesem neuen Leben geschenkt wird. Er fasst den ersten Buchteil zusammen in dem Satz: „Der Weg in den Himmel wird dort begangen, wo sich Glaubende vom Heiligen Geist in Jesu Liebe zum Vater mit hinein nehmen lassen und diese Liebe auf Erden leben“ (S. 41).

Im zweiten Teil des Buches legt der Verf. 14 biblische Bilder und Worte für die Freude des ewigen Lebens aus. Sie alle sprechen die Sehnsucht und Hoffnung eines jeden Menschen an und lassen die Erfüllung ahnen. Einige der Worte seien genannt: Die ewige Ruhe, das ewige Licht, der Friede Gottes, die getrockneten Tränen, die Heimat, die neue Schöpfung, das himmlische Hochzeitsmahl, Gott schauen von Angesicht zu Angesicht. Diese und andere Worte vom ewigen Leben werden den Gläubigen im Gottesdienst vorgelesen und vorgebetet, oft aber von ihnen kaum verstanden oder auch missverstanden. Umso mehr kann man dem Verf. dankbar sein, dass er sich – m. E. auf überzeugende Weise – dem Anliegen zugewandt hat, diese Bilder zu deuten und so die Hoffnung und Vorfreude auf das ewige Leben neu zu wecken und zu

stärken und auch zu den Menschen weiterzutragen.

So kann man das Büchlein jedem Christen, auch Fragenden und Suchenden, empfehlen, insbesondere aber den in der Pastoral Tätigen, denen die Sorge für Kranke und Sterbende und deren Angehörige aufgetragen ist.

Norbert Friebe

Helmut Zwanger und Karl-Josef Kuschel (Hrsg.): Gottesgedichte. Ein Lesebuch zur deutschen Lyrik nach 1945. Verlag Klöpfer & Meyer, Tübingen 2011. 232 S., 22,00 Euro.

Vor fünf Jahren, 2007, hatte der evangelische Theologe und Lyriker Helmut Zwanger eine umfangreiche Anthologie „Gott im Gedicht“ herausgegeben. Seit einiger Zeit ist dieser Band vergriffen. Nun legt Zwanger, dieses Mal zusammen mit dem katholischen Theologen Karl-Josef Kuschel, einen Nachfolgebund vor: „Gottesgedichte“. Wiederum von 1945 bis heute. Das neue Buch ist schmaler, handlicher, enthält mit 132 Gedichten nur etwa halb so viele wie der Vorgängerband. Die meisten davon stehen auch schon im ersten Buch, 28 sind neu dazugekommen, davon knapp zehn, die erst in jüngster Zeit erschienen sind. Der Band ist neu gegliedert. Der Auswahl spürt man an, dass Helmut Zwanger selbst Lyriker ist und sich beide Herausgeber seit langem mit Literatur befassen. Neben einigen wenigen Texten, die Sprache suchen für den eigenen Glauben wie etwa bei Dorothee Sölle „Gib mir die Gabe der tränen gott / gib mir die Gabe der sprache“, finden sich vor allem Zeugnisse der indirekten Aussage, des Umkreisens. Das Wort „Gott“ kommt eher selten vor. Gedichte bekannter Autoren/innen wie Aichinger, Bachmann, Bobrowski, Celan, Enzensberger, Eich, Huchel stehen neben solchen weniger bekannter wie Hans W. Cohn oder Annemarie Königsberger. Hier sind Neuentdeckungen möglich! Ältere Dichter/innen wie Kurt Heynicke, Reiner Kunze, Heinz Piontek, Eva Zeller stehen neben jüngeren wie Franz Josef Czernin, Ulrike Draesner oder Durs Grünbein.

Als Leitmotiv haben die Herausgeber ein Wort von Martin Buber vorangestellt: „Wir können das Wort ‚Gott‘ nicht reinwaschen, und wir können es nicht ganz machen; aber wir können es, befleckt und zerfetzt wie es ist, vom Boden erheben und aufrichten ...“. Darum geht es, wie Helmut Zwanger in der Einführung erläutert. Den drei Akzenten dieses Buber-Wortes entsprechend sind die Gedichte geordnet. In seiner Einführung erläutert Helmut Zwanger den Satz, sieht ihn als „zornige Klage“, was Menschen mit dem Wort „Gott“ anrichten, und stellt den Bezug her zu christlichem Antijudaismus und deutschem Staatsantisemitismus.

Die Texte des 1. Teils setzten sich auseinander mit Frevel, Schändung und Abfall, die nicht nur das Wort "Gott" verfinstern, sondern eben auch den Menschen zugrunde richten. So etwa in dem Gedicht „Barlachs Domengel zu Güstrow“ des jüdischen Dichter Matthias Hermann, geb. 1958 und aufgewachsen in der DDR: „Herr, für wen soll ich Dein Gutes bringen? / Für wen soll mein Gesicht ein Zeichen sein? / Hier ist es tot. Die Schatten brechen / Sich spurlos aus dem Zeitgestein. // Herr, Dein Atem ist ins Nichts vergeudet ...“. In Güstrow wie in der Kölner Antoniterkirche erinnern je ein Nachguss an die 1941 von den Nationalsozialisten zerstörte ursprüngliche Figur. Eindringlich erinnern Gedichte von Paul Celan, Immanuel Weißglas, Elazar Benyoët, Marie Luise Kaschnitz, Günter Eich oder Hans Magnus Enzensberger an die Zerstörungen. „Das Gedicht ist der Ort der zu Tode verwundeten Wahrheit“, heißt es bei Christoph Meckel. Jürgen Becker spürt in seinem „Dezember-Gedicht“ der Frage nach, was bleibt: „vielleicht noch ... der Schnee“.

In den im 2. Teil versammelten Gedichten geht es um das Bubersche „aber“. Sie versuchen vorsichtige Hoffnung zu formulieren, trotz extremer Gefährdung und Verdunkelung: „Wo nur finden die Worte / die erhellten vom Erstlingsmeer / die Augen-Aufschlagenden ...“ fragt Nelly Sachs und fährt fort: „die Worte / die ein zum Schweigen gesteuertes Weltall / mitzieht in deine Frühlinge -“.

Die Gedichte des dritten Teils spiegeln den tastenden Versuch, Sprache zu finden. Der „Abschied von herkömmlichen Bildern“ schafft „Raum für dichterische Imaginationen und metaphorische Aufbrüche, als ob man von den Fresken Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle zu einem Bild von Mark Rothko hinüberginge“, so Helmut Zwanger. „Das weiße Korn / der gefalteten Hände / könnte noch keimen“ - formuliert Jürgen Rausch Ende der 70er Jahre eine vorsichtige Hoffnung. Zwanger stellt in einer ausführlichen Analyse das Gedicht „pfingstmikrofon“ von Ulrike Draesner als Beispiel für diesen Akzent vor Augen: Nach eindringlichem Ringen, dem Durchgang durch „verzerrung“ und „buchstabenschmelzen“, hört das lyrische Ich „von fern den reinen klang“. Von JHWH, der „die gestirne in die dröhnende unendlich- / keit gebreitet hatte ... den menschen zur betrachtung und aus- / legung“ spricht etwa ein Gedicht von Hans Carl Artmann, von der unauslöschlichen menschlichen Sehnsucht Matthias Politycki: „sehnet euch nach Brunnenrand / mit noch unverlöschtem Spiegel / und darin dem Himmelsband“. Das letzte Gedicht „Schalom“ ist dem Gedichtband „Grenzenlos“ der Niederrheinländerin Maria Diederhoben und des niederländischen Juden Frits Gies entnommen und spricht vom Hoffen und Tun wieder alle Hoffnung: „In der Spur der Hoffnung / gegen alle Vernunft / die

Steine des Anstoßes / sammeln / sie Stück für Stück / zu einem Weg auslegen ...“

Im ausführlichen Schlusssessay geht Karl-Josef Kuschel in fünf Ansätzen auf „die Herausforderung der zeitgenössischen Lyrik für das Sprechen von Gott“ ein. Die religiöse Sprache habe ihre Unschuld verloren, und „dies nicht erst seit der Shoa“, vorher schon sei sie geprägt gewesen von Schwulst und hohlem Pathos. Die Aufmerksamkeit auf die Sprache, wie sie schon Günter Eich in seiner Böhner-Preisrede von 1959 einforderte, sei Voraussetzung für ein gültiges Sprechen von Gott. Günter Kunert habe das 1996 „ver-dichtet“: „Auf dem Grund der Gedichte / ruht alles Unsagbare. / An die Oberfläche gezwungen / löst es sich auf / in Vokabular“. Kuschel spannt in eindringlichen Interpretationen den Bogen von „Gottvergessenheit“ bis hin zum Reden von Gott als „Einübung in Gelassenheit“.

„Gottesgedichte“ stellen Fragen, sind Versuche der Annäherung, „verdichten“ so unter unterschiedlichsten Aspekten Gedanken zum großen Thema „Gott“. Sie können zum Anstoß werden für eigenes Denken und Überlegen, die Möglichkeit eröffnen, das eigene Suchen, Fragen, vielleicht Glauben wieder neu zu formulieren. Der mit Lesebändchen und vom Druckbild her schön gestaltete Band mit Autoren- und Quellenverzeichnis ist eine Aufforderung, den Gedichten auf den Grund zu gehen, ihren Worten, ihrer Aussage nachzuhorchen, nachzuspüren, das Unsagbare hinter dem Gesagten zu erspüren. Eine ausgezeichnete Hilfe dazu sind die Essays der beiden Herausgeber. Gedichte sind Gespräch. „Das Gedicht will zu einem Andern, es braucht dieses Andere, es braucht ein Gegenüber. Es sucht es auf, es spricht sich ihm zu“, formulierte drängelnd Paul Celan 1960 in seiner Böhnerpreisrede. Zum Gespräch können die Texte dieses Bandes anregen in vielfacher Weise: zum Gespräch mit den Gedichten, zum Selbstgespräch, zum Austausch mit anderen - vielleicht zum Gespräch mit Gott.

Gabriele von Siegroth-Nellessen

Otto Böcher: Johannes-Offenbarung und Kirchenbau. Das Gotteshaus als Himmelsstadt. Neukirchner Verlag/Patmos-Verlag, Neukirchen-Vluyn/Ostfildern, 2010, 228 S.; ISBN 978-3-491-72574-4, 29,90 Euro.

Das letzte Buch des biblischen Kanons hat es seinen Rezipienten zu keiner Zeit leicht gemacht. Als ein „Buch mit sieben Siegeln“ (vgl. Offb 5,1) sperrt es sich gegen kurzatmige Versuche einer vermeintlich vollständigen Entschlüsselung. Zugleich bietet seine über-bordende Fülle an Bildern, die als komplexe

Collage von Anspielungen auf das Alte Testament in Erscheinung tritt, bis auf den heutigen Tag breiten Raum für Endzeitspekulationen aller Art. Von daher verwundert es nicht, dass die Johannes-Offenbarung eine kräftige Gedächtnisspur in der abendländischen Kultur- und Geistesgeschichte hinterlassen hat. Wie umfassend die apokalyptischen Visionen seit der Spätantike auf Kirchenbau und sakrale Kunst eingewirkt haben, dem geht der evangelische Theologe und Kunsthistoriker Otto Böcher im vorliegenden Buch nach.

Prägnant und knapp führt Böcher in die Thematik seines Buches und in den besonderen Charakter der Johannes-Offenbarung als prophetischer Schrift ein (11-17). Es lag vor allem an der großen Schlussvision vom „himmlischen Jerusalem“ (vgl. Offb 21,1-22,5), dass sich die Apokalypse in ein regelrechtes „Baubuch“ für den Plan mittelalterlicher Kirchen verwandeln konnte. Die Verwiesenheit der Ekklesiologie auf die Eschatologie wurde sinnenfällig in Architektur übersetzt. Die berühmte und exemplarische Deutung, die Abt Suger um 1144 dem teilweisen Neubau seiner Abteikirche gegeben hat, fasst der Verfasser so zusammen: „Die ewige Gottesstadt schwebt zur Erde herab, Idee und Realität vermählen sich; die Abteikirche von Saint Denis wird ein Stück Himmel auf Erden“ (26).

Der erste Hauptteil des Buches (29-120) bietet Kapitel für Kapitel den biblischen Text in eigener Übersetzung sowie eine „Kurzexegese“, die sich auf für das Verständnis der jeweiligen Stelle unbedingt notwendige Informationen beschränkt. In die ebenso knapp gehaltenen Abschnitte zur „Wirkungsgeschichte“ versteht es der Verf. gleichwohl eine Fülle von Informationen und Aspekten unterzubringen. Hintergründe zur Entwicklung christlicher Frömmigkeit, zur Ausstattung und Ausgestaltung des Kirchenraumes sowie zur Kirchen- und Theologiegeschichte des Mittelalters fließen in reichem Maße ineinander. Das 21. Kapitel ragt naturgemäß aus Böchers Betrachtungen heraus (vgl. 96-113). Besonderes intensiv widmet er sich den zwölf Edelsteinen aus V 19f, was dem interessierten Leser die Augen öffnen könnte für den tieferen, eschatologischen Sinn manches sakralen Prunkstücks. – Es schließen sich „Schlussfolgerungen“ (121-124) an, die aus der Fülle des Materials einige größere Entwicklungslinien herausarbeiten.

Auf den ersten Blick ist man verwundert darüber, dass die Moderne in einen „Anhang“ (125-140) versetzt wurde. Böcher konstatiert einen einschneidenden Bruch mit der Tradition. Nach 1900 „ist das Kirchengebäude der Protestanten ein ‚Versammlungshaus der feiernden Gemeinde‘ im Hier und Jetzt ... Den Schrecken zweier Weltkriege korrespondiert vielfach die Verkümmern der Eschatologie“ (ebd.

125). Böcher rührt hier an einen neuralgischen Punkt sowohl in der jüngeren liturgischen Praxis wie auch im gewandelten Kirchenverständnis beider Konfessionen, der eine weitere, eigenständige Behandlung verdienen würde. Immerhin steht solcher eschatologischer Fehlanzeige eine kaum zu übersehende Vielzahl von künstlerischen Verarbeitungen zentraler Motive der Johannes-Apokalypse gegenüber, die auch schon monographisch aufgearbeitet worden sind. Die dazu einschlägige Arbeit von Friedhelm Hofmann [1982] ist leider in der ansonsten vorzüglich „ausgewählten Literatur“ (141f) nicht aufgeführt. Böcher geht im Folgenden auch allein auf solche Kirchenbauten ein, die sich in ihrer Grundkonzeption von der Apokalypse leiten lassen (126-132).

Als „Gegenstück“ zur Architektur wird schließlich noch die „Illustration der Johannes-Apokalypse“ behandelt (133-140): „Sie holt die Bilderfolge der Apokalypse in den Bereich häuslicher Betrachtung und Meditation“ (ebd. 133). Unter diesem Blickwinkel müssen leider so interessante Arbeiten wie die von Max Beckmann (aus dem Jahr 1941), Herbert Falken (1961) oder Gerhard Trieb (2006) unberücksichtigt bleiben. Spätestens beim letzten Beispiel würde auch die strikte Trennung von Wirkungs- und Rezeptionsgeschichte, wie Böcher sie vornimmt (ebd. 134), fragwürdig werden. Vor dem Hintergrund eklatanter Fehldeutungen und verhängnisvoller Instrumentalisierungen macht sich Böcher stark für den „Gehorsam gegenüber dem biblischen Text“ (ebd. 140). Solcher „Gehorsam“ aber sollte der künstlerischen Auseinandersetzung nicht primär Fesseln anlegen, die ihre Kreativität allein reglementieren wollten. Enthalten doch die Bilder der Apokalypse in ihrer zuweilen surrealen Eigenart einen Überschuss an Sinn, den eine „wortgetreue“ Umsetzung allzu leicht verfehlen kann.

Den zweiten Hauptteil bildet ein umfangreicher, aus 60 schwarz-weißen Abbildungen und 22 farbigen Tafeln bestehender „Bildteil“ (153-228), der einen Großteil der zuvor im Text besprochenen Baudenkmäler und Kunstwerke zeigt. So wird die facettenreiche Begegnung von Theologie und Kunstgeschichte ebenso anspruchsvoll wie ansprechend abgerundet.

Seit mehr als drei Jahrzehnten hat Otto Böcher der Erforschung der Johannes-Apokalypse wichtige Impulse gegeben. In diesem Buch führt er auch den interessierten Laien souverän und kenntnisreich durch die apokalyptisch geprägte Bilderwelt des Kirchenbaus. Sein Werk gehört unbedingt in die Hand eines jeden, der Verantwortung trägt für die Erhaltung und Gestaltung unserer Kirchen. Schließlich vermittelt es auch ein Bewusstsein davon, in welchen großartigen Raum wir eigentlich eintreten, wenn wir uns zur Feier der Liturgie versammeln.

Axel Hammes

Unter uns

Auf ein Wort

Das Zeugnis der offenen Tür

Eines der wenig beachteten „Ich-bin“-Worte Jesu im Johannesevangelium scheint mir einen Fingerzeig für den unaufgebbaren Sinn einer ortsbezogenen Pastoral zu enthalten: „Ich bin die Tür. Wer immer durch mich hereinkommt, wird Heil erfahren und ein- und ausgehen und Weide finden“ (Joh 10,9). Pastoral hat auf diese Tür hinzuweisen, sie zu bezeugen und sie – soweit es an ihr liegt – offen zu halten: die Tür zu den Orten, an denen wenigstens in verheißungsvollen Anfängen Heil erfahren werden kann; an die Menschen sich mitbringen können auch mit all dem, was sonst keinen Ort hat: den über- großen Fragen, der „unrealistischen“ Sehnsucht nach Leben, den Enttäuschungen, den uncoolen Lebens- und Todesängsten – mit all dem, was den so heftig angebeteten Selbstbildern nicht entspricht. All dem gibt Gott Asyl, der zugängliche Gott, der sich nicht zurückgezogen hat in ein unzugängliches Allerheiligstes, sondern hinausgegangen ist, im Gekreuzigten mitten in der Welt anzutreffen ist; der Gott, der die ihm Verbundenen hinaus zu gehen heißt an die Hecken und Zäune.

*Jürgen Werdtick, in: Kontroversen. Worum es sich in der Seelsorge zu streiten lohnt
Bernhard Spielberg / Astrid Schilling (Hrsg.)
Echter Verlag, Würzburg 2011, S. 104*

Kurzschluss

Fürbittruf in der Vorlage: „Du unser Bruder und Helfer: Wir bitten Dich, erhöre uns.“ In der Frauenmesse wird daraus: „Du unser Bruder und unsere Schwester: Wir bitten Dich, erhöre uns.“

Anschließende Begründung in der Sakristei: Bei der Lesung sagt man ja auch „Liebe Brüder und Schwestern“.

Pfr. Thomas Schäfer, Pulheim

Endlos

Der Pfarrer hat die Predigtzeit schon um einiges überzogen und immer hängt er noch einen letzten Schlussgedanken an. Schon fragt er wieder: „Was können wir dem noch hinzufügen?“

Da meldet sich aus dem Hintergrund eine Stimme: „Wie wäre es mit ‚Amen‘?“

(aus: Das Hausbuch des christlichen Humors.

*St. Benno-Verlag GmbH, Leipzig 2009.
ISBN 978-3-7462-2592-0)*

Ritterbach Verlag GmbH · Postfach 18 20 · 50208 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E